3 1761 07152776 6

Berlepsch, Hermann Alexander von

Die Alpen in Natur- und Lebensbildern

DQ
823
B5

Presented to
The Library
of the
University of Toronto
by

Herbert Otto Frind, Esq.

Nr. 11 Preis 25 Pfg.

NATUR-BIBLIOTHEK

Herausgegeben von R. H. FRANCÉ
Preis jeder Nummer 25 Pfennig

11

H. A. v. Berlepsch

Die Alpen in Natur- und Lebensbildern

Mit 1 Abbild.

THEOD. THOMAS VERLAG · LEIPZIG
Geschäftsstelle der Deutsch. Naturwissenschaftl. Gesellschaft

Die Naturbibliothek

wird in illustrierten Neudrucken, die klassische gemeinverständliche und wissenschaftliche Literatur der Naturwissenschaft und Technik umfassen. Sie erscheint in Nummern zum Preise von 25 Pfennig.

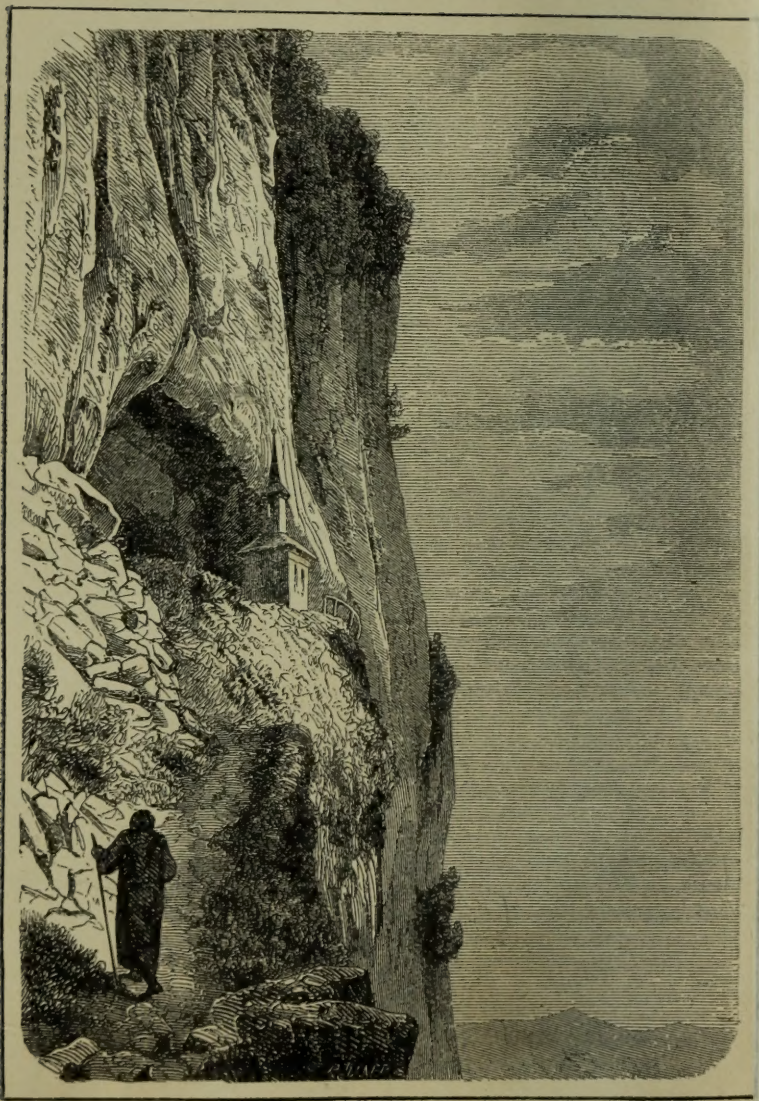
Jedes Heft ist einzeln käuflich.

Der **Abonnementspreis** einer Serie von 25 Nummern beträgt **Mark 5.50.**

Die erste Serie umfaßt folgende Werke:

1. **humboldt, A. v.,** Reise in die Aequinoktial-Gegenden des neuen Kontinents. I.
2. **humboldt, A. v.,** Reise etc. II.
3/4. **Berzelius, J.,** Versuche, die bestimmten und einfachen Verhältnisse aufzufinden, nach welchen die Bestandteile der unorganischen Natur miteinander verbunden sind.
5. **Unger, f.,** Die Pflanze als Zaubermittel. Mit 3 Abbildungen.
6/7. **Koßmäßler, E. A.,** Das Süßwasseraquarium. Eine Anleitung zur Herstellung und Pflege desselben. Mit 50 Abbildungen.
8. **Koßmäßler, E. A.,** Der Mensch und das Weltmeer.
9. **Koßmäßler, E. A.,** Grundzüge der Meteorologie. Mit 5 Abbild.
10. **Koßmäßler, E. A.,** Das Wasser als Regulator des Klimas. Mit 1 Abbildung.
11. **Berlepsch, h. A. v.,** Die Alpen in Natur- und Lebensbildern. Mit 1 Abbildung.
12/13. **Unger, f.,** Die Pflanze als Erregungs- u. Betäubungsmittel. Mit 3 Abbildungen.
14. **humboldt, A. v.,** Das Gemälde der Natur. (Kosmos. 1. Teil)
15/16. **humboldt, A. v.,** Die Entwicklung der Naturbeschreibung und Landschaftsmalerei. (Kosmos. 3. Teil).
17/19. **Koßmäßler, E. A.,** Der Frühling. Mit 40 Abbildungen. (Die 4 Jahreszeiten. 1. Teil).
20/21. **Barth, h. v.,** Aus den nördlichen Kalkalpen. I. Mit 5 Abb. und Karten
22. **Barth, h. v.,** Aus den nördlichen Kalkalpen. II.
23/25. **Koßmäßler, E. A.,** Der Sommer. Mit 33 Abbildungen. (Die 4 Jahreszeiten. 2. Teil).

Die zweite Serie ist in Vorbereitung und wird u. a. auch Werke von Dalton, Ehrenberg, Gay-Lussac, Lamarck, Marshall, G. Mendel, R. Mayer, Schaubach, Schleiden enthalten.



Wildkirchli. (S. 25)

Hermann A. v. Berlepsch

Die Alpen in Natur- und Lebensbildern

Ausgewählte Abschnitte aus: H. A. Berlepsch: Die Alpen in Natur- und Lebensbildern. Mit einem Bild und einer biographischen Skizze von F. v. Berlepsch-Valendas, herausgegeben von R. H. Francé.

Theod. Thomas Verlag o Leipzig
Geschäftsstelle der Deutsch. Naturwissenschaftl. Gesellschaft.

DQ
823
B5

LIBRARY
MAY 16 1962
UNIVERSITY OF TORONTO

794742

Einleitung.

„Sie erbitten von mir eine Biographie meines Vaters? Ihr geschätzter Brief hat mir eine glückliche Stunde bereitet. Ich sehe mich wieder als Knaben hinter dem Stuhle meines Vaters stehen. Ihm zuhorchend, wie er einem engen Freundeskreis in St. Gallen einige Kapitel aus seinem werdenden Alpenbuche vorliest. Da saß August Corrodi, der später in der Schweiz viel von sich reden machte durch seine köstlichen Dialektdichtungen. Daneben Emil Rittmeyer, ein Schüler Kaulbachs; er hat sich mit einem Schlag einen Namen gemacht mit seiner „Alpstubete", einem Bild, das freilich nichts von Kaulbachschem Geist an sich trug, sondern ein Stück urwüchsigen Volkslebens aus dem Appenzell schildert. Weiter war da Karl Morell, ein in jungen Jahren verstorbener Historiker und Dichter, der um die gleiche Zeit eine Geschichte der Schweizer Regimenter in Frankreich schrieb. Dem Kreise gehörte weiter an: ein äußerst talentvoller Musiker, Szadrowsky; er machte seine Freunde mit Wagnerscher Musik bekannt und saß oft stundenlang am Klavier, sein Spiel mit den Worten unterbrechend: „Ja, hört denn Kinder, wie schön das ist?! da pfeift man doch auf die Meyerbeerschen und italienischen Schnurrpfeifereien." Noch einer war oft mit dabei: des Bischofs von St. Gallen Kanzler, Oehler-Niesser, ein Mann mit fein geschnittenem Profil. Er begleitete zuweilen meine selige Mutter, die in ihrer Jugend sich in München zur Sängerin ausgebildet hatte, später aber, als Not und Drangsal über die Familie durch die Ereignisse des Jahres 1848 hereinbrachen, dem Leben durch praktische Arbeitsleistung trotzen mußte. Mein Vater, ein Sohn des als Staatsmann in der Napoleo-

nischen Zeit bekanntgewordenen Ludwig Freih. v. Berlepsch, geboren am 17. März 1813 in Göttingen, war in die revolutionäre Bewegung verwickelt und mußte, nachdem in Erfurt die Barrikaden niederkanoniert worden waren, die Flucht ergreifen. Nach beinahe vier monatlichem Kreuz- und Querwandern, nachdem er nur mit knapper Not der heiligen Hermandad entrann, kam er endlich nach Lindau und fand in der Uniform eines bayerischen Postbeamten, die ihm von guten Freunden verschafft worden war, die Paßbehörde bereit, ihn ohne große Schwierigkeiten in Erbschaftsangelegenheiten nach der Schweiz reisen zu lassen. Beinahe hätte ihn gerade da noch ein schlimmes Schicksal ereilt, denn ein höherer Postbeamter wollte ihn, der als Herr Sekretär Huber oder Meyer, oder sonst was aus Nürnberg gereist kam, partout zum Mittagessen haben um allerlei neues aus Beamtenkreisen aus Nürnberg zu vernehmen. „Keine Gefahr hat mich je so erschreckt, wie die Liebenswürdigkeit dieses Mannes, der mich mit allen möglichen Fragen über Todesfälle, Heiraten und Kindstaufen bestürmte, und es sich nicht nehmen ließ, mich aufs Schiff zu begleiten. Ich mußte ihm hoch und heilig versprechen, bei ihm einzukehren, wenn ich meine Angelegenheit erledigt haben würde; ich versprach es auch, aber mein Herzklopfen nahm erst ein Ende, als wir nun endlich abfuhren und ich wußte, daß alle Steckbriefe mir nichts mehr anhaben konnten. Von meiner in Erfurt zurückgebliebenen Frau und meinen zwei Kindern wußte ich seit Monaten rein gar nichts, sie so gut wie nichts von mir, denn an ein Korrespondieren war ja nicht zu denken. Welche Qualen meine gute Therese unter den fortwährenden Polizeirecherchen ausstand, erfuhr ich erst später, hat man sie doch wiederholt durch die Nachricht meiner Gefangennahme und meines Todes durch Pulver und Blei zu Geständnissen zu zwingen versucht. Aber nun lag das Land vor mir, wo ich in Sicherheit war und von wo ich auf Umwegen Nachricht geben konnte."

Ein paar Monate später kam meine gute Mutter mit ihren zwei Töchterchen nach und nun hieß es sich eine neue Existenz schaffen. Mein Vater hatte in Erfurt eine größere Buchhandlung besessen, in deren Verlag, der für die damalige Zeit ganz linksstehende „Thüringer Stadt und Landbote" erschien. Die Kenntnis des Buchhandels verschaffte meinem Vater ein bescheidenes Unterkommen in der damals angesehenen Verlagsbuchhandlung von Scheitlin und Zollikofer in St. Gallen. Ihr Inhaber Iwan v. Tschudi war ein gründlicher Kenner des ganzen schweizerischen Alpengebietes, er trat mit meinem Vater in freundlichen Verkehr. Da lernte letzterer alpinistische Kreise kennen. So machte er schließlich Bergbesteigungen schwierigster Art. Der Alpinismus begann in den fünfziger Jahren sich erst zu entwickeln, und wenn in dieser Zeit einer die Jungfrau, das Finsteraahorn, die Schreckhörner oder gar andere Gipfel „nahm", so war das immer ein Ereignis. Mit diesen Männern knüpfte mein Vater regen Verkehr an. Er selbst studierte, unterstützt von Fachleuten, Nächte hindurch botanische, mineralogische, geologische Werke und benützte jeden Sonntag zu Wanderungen nach dem nahen Appenzellergebirge. Ich erinnere mich ganz gut, wie er Samstag abends immer nach Schluß seiner Berufstätigkeit zu Hause den Tornister packte, Karten mitnahm und dann losmarschierte, um am andern Morgen früh irgendwo auf einer Bergspitze zu sein; kam er dann Sonntag abends heim, so wurden noch Pflanzen eingelegt, Mineralien sortiert, Notizen ins Reine gebracht. Seine eiserne Natur schien allen Anstrengungen standzuhalten. Als Fourage nahm er vom Hause Brot, trockenes Obst und ein Stück Käse mit und allenfalls noch eine Feldflasche mit kaltem Kaffee. Mehrmals gelang es ihm, wochenlangen Urlaub zu erwirken, währenddessen er die Berge durchwanderte. Ich besitze noch eine Anzahl von dickleibigen Notizbüchern aus dieser Zeit, die in verschiedene Abteilungen zerlegbar, eine Unmenge von

Eintragungen über geologische, mineralogische, botanische usw. Wahrnehmungen enthalten. Bauart der Häuser, Beschreibung allen möglichen Gerätes, Sitten und Gebräuche, Sagen und Dialektausdrücke, Volkslieder, Bemerkungen über Trachten, Historisches — alles, alles fand seine Beachtung. Er muß unterwegs von früh bis spät gearbeitet, beobachtet, gesammelt haben; erst entstanden Reisebriefe und dgl., dann trat mein Vater mit dem Verleger der „Leipziger Illustrierten Zeitung" J. J. Weber, einem geborenen Schweizer in Beziehung, so entstand der „Alpenführer". Die deutschen Flüchtlinge wurden an verschiedenen Orten gezwungen, das schweizerische Bürgerrecht zu erwerben oder ihren Aufenthaltsort zu verlassen; so war es auch in St. Gallen, wo meine Eltern sich niedergelassen hatten. Das städtische Bürgerrecht zu bekommen, war ganz außerordentlich schwierig, weil damit allerlei Nutznießungen (Holz, Benützung der Gemeindebäder usw.) verbunden waren, und die alt eingesessene Bürgerschaft keine Schmälerung dieser Benefizien durch neue Anteilhaber wünschte. Außerdem kostete es einige Tausend alter Schweizer Franken, eine Summe, die mein Vater zu erschwingen nicht imstande war. Durch Freunde wurde er indes darauf aufmerksam, daß es in Graubünden möglich sein werde, wenn auch nicht in Chur das Bürgerrecht zu erlangen. Ein „Landammann Gartmann" in Ilanz berichtete, daß er in einer kleinen Berggemeinde die nötigen Schritte eingeleitet habe. Mein Vater möge sich hinbemühen, und die nötigen Formalitäten selbst erfüllen. Er reiste also mit meiner Mutter hin, wurde von dem genannten Herrn sehr freundlich empfangen und dann angewiesen, die paar Stunden weit hinaufzusteigen nach Dutgien, einem ganz einsam gelegenen Bergdörfchen ob Valendas, welcher Gemeinde er dann angehörte.

Die Verhältnisse ließen sich für meinen Vater günstig an. Er bekam Aufforderungen zur Mitarbeiterschaft an den verschiedensten Zeitschriften, begann die Vorarbeiten

für ein umfassendes Werk „Schweizerkunde", in dem alle möglichen Verhältnisse zur Sprache kamen, Geographisches, Geologisches, Volkswirtschaftliches usw. Im Jahre 1860 siedelten wir aber nach Zürich, wo mein Vater noch allerlei Kollegien hörte, vor allem aber in der „Stadtbibliothek", alle Materialien für seine Zwecke zur Hand hatte. Das Alpenbuch war ins Französische, Englische und Dänische übersetzt worden und bahnte eine Menge neuer Beziehungen an. Eine ganze Reihe von Zeitschriften überhäufte ihn mit Aufträgen, so arbeitete er sich allmählich in die Höhe und wurde der Sorgen um seine Familie Herr. . . . Anfangs der sechziger Jahre trat er in Verbindung mit dem damals in Hildburghausen befindlichen bibliographischen Institut, zwecks Herausgabe eines Reisehandbuches durch die Schweiz. Es brachte einen durchschlagenden Erfolg und erlebte einmal in einem Sommer zwei Auflagen. Inzwischen war ihm auch volle Amnestie geworden, so daß er nun unbehindert auch die deutschen Alpen durchstreifen konnte. Bei einer Gletscherwanderung in Tirol (vom Ötztal hinüber nach dem Schnalsertal) stürzte er in eine Gletscherspalte und kam mit ein paar gebrochenen Rippen davon, legte aber doch noch den Weg bis zur nächsten Poststation zu Fuß zurück. Was er dabei ausgestanden, war eine Kleinigkeit gewesen, gegenüber den Stößen, die er dann auf längerer Fahrt auf einem sehr primitiven Postwagen aushalten mußte. Kaum wieder hergestellt, gings wieder fort, ich mit, diesmal durchs Engadin hinüber ins Veltlin, auf Wegen, die damals kaum anders als von Schmugglern und Jägern betreten wurden. Wir kamen dann nach langer Wanderung ins Val di Sol, ins Val di Non und auf die Mendel, wo damals nur ein ganz primitives Wirtshaus stand. Als wir dann in Bozen mit einigen Herren zusammensaßen, sprach mein Vater über die Zukunft Südtirols, über den Bau einer Straße vom Etschtal nach dem Sacratal, über die Zukunft der Mendel usw. Die Leute hörten ihm

kopfschüttelnd zu und meinten das seien schöne Pläne, aber realisieren würden sie sich nie. Ich habe oft daran zurückgedacht, als ich viel später dann die neue Mendelstraße beging, um daselbst Stoff für Illustrationen zu einer Arbeit über südliche Alpenstraßen und Alpentäler zu sammeln."

Ich wußte mir keine schönere Einleitung in das vorliegende liebenswürdige Werkchen, das einst so viel Verehrer hatte und noch heute so frisch wie ehedem ist, als dieses Schreiben, das der Sohn des Autors, der bekannte Leiter der Gartenstadtbewegung Herr von Berlepsch-Valendas an mich richtete.

Ich habe nur hinzuzufügen, daß das Nachstehende ausgewählte Abschnitte aus der 3. Aufl. des Werkes: Die Alpen in Natur- und Lebensbildern (Jena, 1866) sind.

R. H. Francé.

Das Sennenleben in den Alpen.

Zur grünen Alpe kehrt die Heerde wieder,
Weithin ertönt ihr froher Glockenschall.
Der Wildbach stürzt vom Klippenhange nieder,
Ein Freudentränenstrom, dem Lenz entgegen;
Froh sonnen sich der Alpe Felsenglieder
Im warmen Schein, der Frühling klimmt verwegen
Zum Schneeberg auf und ruft ihn jubelnd wach:
Der schüttelt sich den Winter ab, den trägen,
Und schleudert ihm Lauinendonner nach.

Lenau.

Fremdartig und halb sagenhaft, fast wie eine romantische Reminiszenz aus längst vergangenen Zeiten, ragt die patriarchalische Alpenwirtschaft in unser modernes Jahrhundert herüber. Nachdem wir allenthalben den Landwirt des Flachlandes an den Fortschritten der Neuzeit an Erfindungen und Entdeckungen in den ihn berührenden Gebieten der Chemie, Mechanik und Physik lebhaft und mit Erfolg Anteil nehmen sehen, — nachdem er den Segen seiner Scheunen und die Schätze seiner Ställe mittels der Eisenbahn auf unsere Märkte bringt, städtische Kleider zu tragen, städtische Häuser zu bauen, städtische Manieren anzunehmen und den guten alten, abgerundeten und feststehenden Begriff „Bauer" allmählich abzustreifen beginnt, — will es manchem nicht in den Sinn, daß es ganz in der Nähe jener Eisenbahnen, jenes drängenden, städtischen Lebens noch eine Bauernwelt geben soll, die gewissermaßen erst auf der geschichtlich-zweiten Kulturstufe der Völkerentwicklung steht und, ähnlich wie die Tartaren und Mongolen, als Nomaden während eines Teiles vom Jahre Haus und Hof, Weib

und Kind verläßt, um mit dem in Herden bestehenden Reichtume tagereisenweit nach Plätzen im Gebirge zu wandern, wo frische Nahrung für das Vieh wächst. Und doch ist es so. Die in den Alpen weit hinauf zerstreut liegenden Weideplätze mit ungemein kräftigen, kurzen, sehr milchhaltigen Futterkräutern, bilden einen wesentlichen Teil des Nationalreichtums im Gebirge und werfen jährlich viele Millionen Gulden an Gewinn ab.

Aber eben darum, weil das Älplerleben in den Sennhütten etwas Ungewöhnliches, Fremdartiges ist, so trägt der, welcher die Alpen noch nicht besuchte, gern die Romantik der landschaftlichen Umgebung, die großartigen Eindrücke der Alpenwelt, wie sie ihm aus Gemälden entgegentraten, vermischt mit poetisch-idealer Auffassung der Sitten, Trachten und Lebensweise des Volkes, auf das Sennenleben über und konstruiert sich ausgeschmückte Traumbilder, die in der Wirklichkeit nicht existieren.

Die Alpenwirtschaft ist ganz anders, als man sich dieselbe bisweilen denkt. Sie existiert faktisch nur während des Spätfrühlings, im Sommer und bis in die ersten Herbstwochen hinein. Während des Winters herrscht in den Alpen ebensogut Stallwirtschaft als wie überall bei jedem Bauer. Derjenige nun, welcher mit seiner Herde während der guten Jahreszeit ins Gebirge hinaufzieht, ist ein Senn. In der Schweiz ist's Aufgabe der Männer, — in den östlichen Alpen, im bayerischen Oberlande und in Österreich meist Geschäft der Weiber, — der „Sennerin, Almerin."

Ein Senn (romanisch „Sejniun") ist, mit wenig Ausnahmen, ein ungemein prosaischer Gebirgsbauer, Vieh ist sein Hauptbesitz, und darum die Quelle seines Lebensunterhaltes und Verdienstes, der Gegenstand seines Studiums, Nachdenkens und seiner größten Sorgfalt, sein Stolz, kurzum der sächliche Inbegriff seiner vorzüglichsten Lebensaufgabe. Nach der Größe seiner Herde rangiert er in der Gesellschaft seiner Gemeindegenossen, nach ihr wird

er geschätzt und aus ihr schreibt sich sein heimatliches Ansehen, seine Dorfmagnatenschaft her. Indessen gibt's auch in Alpendörfern reiche Bauern, die sich nicht mit der Viehzucht und Alpenwirtschaft befassen und ihre Alpen in Lehnzins geben.

Nicht jeder viehbesitzende Gebirgsbauer „fährt selbst auf Alp"; die Größe seiner Herde entscheidet darüber. Wer 24 und mehr Kühe besitzt, heißt ein „Senntenbauer", weil diese Anzahl, besonders wenn ein Zuchtstier dabei ist, ein „Senntum" genannt wird. Wer weniger besitzt, hat nach dem Ausdruck der Appenzeller bloß ein „Schüppeli Vech" (Häuflein Vieh). Solch' größere Herdenbesitzer, in den italienischen Bergen „alpadore" genannt, haben entweder eigene Alpweiden, oder sie nehmen deren in Lehnzins, oder sie benutzen (was am meisten der Fall ist) die Gemeindealpen oder „Hirtenen" und „laden selbst z'Alp". — Kleinere Bauern, die nur wenige Kühe besitzen, gehen im Frühling wohl persönlich in die Voralpen, „Berggüter" oder „Maiensäße" (auch Allmeinden); aber wenn das Vieh dann im Juli und August in die höheren Weiden (die sog. mittleren und oberen Staffeln, italienisch: stabii oder corti) getrieben wird, so übergeben eine Anzahl von Nachbarn ihr Vieh einem gemeinsamen Sennen, mit dem sie dann am Schluß der Alpenzeit (gewöhnlich Michaelistag) Abrechnung halten. Um aber eine solche Auseinandersetzung des Käse- und Butterertrages der verschiedenen Interessenten feststellen zu können, da nicht eine Kuh soviel Milch gibt als die andere, so gehen sämtliche Beteiligte während der Dauer der Alpzeit an zwei besonders hierzu bestimmten Tagen hinauf „auf Alp goh messe" (engadinisch: „in süras"), d. h. in Gegenwart sämtlicher Anteilhaber wird eine jede Kuh gemolken, ihre Milch gemessen und nach diesem Ergebnis der Bruchteil des einzelnen am Gewinn festgestellt. Der mit der Milchwirtschaft beauftragte Senn besorgt nun während der ganzen Alpzeit mit seinen Gehilfen alle Tagesgeschäfte

und empfängt dafür einen bedungenen Lohn oder Anteil am Ertrag.

Um jedoch die Alpenweiden in gutem Stande zu erhalten und bei der größten Freiheit auf den Bergen dennoch allgemeine Ordnung zu handhaben, der sich jeder unterziehen muß, wählen alle Alpgenossen einen „Alpmeister", eine Art Gebirgspolizei, „der die Alp in Ehren halten, schützen und schirmen soll, als wie sein eigen Gut, — der Weg und Steg machen und Acht haben soll, daß niemand im „Birg heue" (Wildheu mache) bis nach St. Jakobstag, — der die Alpgenossen anhalte, jährlich einen Tag die Alp zu säubern und zu steinen" und ähnliches mehr. So schreibt's das „Alpbüchli" vor, eine naive, von den Bauern in der „Alpgemeinde" selbst gegebene Gesetzessammlung, die jährlich einmal verlesen und bestätigt oder je nach Bedürfnis durch Mehrheitsbeschluß abgeändert werden muß.

Der Winter verläuft einförmig und still. Die Alpendörfer sind tief eingeschneit; oft fehlt die Verbindung von einem Taldorf zum andern, — oft sogar, wo die Häuser weit zerstreut im Grunde liegen, die Kommunikation der Wohnungen untereinander. Die einzigen Geschäfte, welche die Talbauern in die Höhe locken, ist entweder das Herabschlitten des Holzes oder des Wildheues. In manchen Alpengegenden ist's auch der Fall, daß der Senn, wenn er die Vorräte des einen Heustadels aufgefüttert hat, einen andern, vielleicht eine Stunde davon entfernten Stall mit seiner Kuhherde bezieht — einen dritten und vierten, — also selbst im Winter ein wanderndes Leben führt, bis die Alpzeit kommt.

Endlich zieht der Frühling auch ins Alpenland ein.

Es ist Ende Mai! — Der langersehnte Tag der Alpfahrt kommt, — des Auferstehungsfestes im Wirtschaftskalender der Sennen. Schon mehre Tage war er droben mit dem Knecht, hatte den Weg, wo er vielleicht durch eine Lawine zerstört war, wiederhergestellt, das Dach nachge-

sehen, überhaupt die nötigsten Vorkehrungen zum Einzug der Gäste getroffen. Jetzt schmücken sich die Sennen und alle, welche in die Berge mitziehen. Die Schwester heftet dem Bruder, — „s'Maiteli" ihrem „Buob", — „d'Schwaigeri" in Tirol sich selbst Blumensträuße mit Flittergold oder Kränze von jungem Laub und Buchsbaum auf den Hut; bunte Bänder flattern und winken, — das blendendweiße, hoch über die gebräunten Arme hinaufgewickelte Linnenhemd kontrastiert gut gegen die scharlachrote Tuchweste und die leuchtendgelben, ledernen Kniehosen der Appenzeller und Toggenburger, oder wo überhaupt noch Volkstracht existiert, und wo das auch in die stillen Gebirgstäler eindringende Ausflachungbestreben unserer Zeit nicht jede Spur urwüchsiger Selbständigkeit in des Volkes Tun und Denken, Kleidung und Sitten verwischt hat. Denn es gibt auch große Alpentäler, in denen jede poetische Seite des Volkslebens verschwunden ist, wo nur die hausbackenste, alltäglichste Prosa waltet. — Die Kühe sind gestriegelt und wie „g'schlecket", daß sie im Sonnenschein glänzen und kein Wassertropfen auf den glatten Haaren haften würde. Jauchzen und „Zauren", die einen unverwüstlichen Humor bekunden, eröffnet da, wo bloß Männer zur Alp „fahren", der „Zusenn", mit dem weißgescheuerten und buntbemalten Melkeimerli auf der Schulter, den Zug. Ihm folgen die schönsten und größten Kühe mit den fußhohen, messingblechenen „Trychlen" (Glocken), die an breiten ledernen, mit allerhand farbig ausgenähtem Putzwerk versehenen Halsbändern hängen. Diese Glocken, deren gewöhnlich nur drei bei einem Zuge sind, verursachen solch einen heillosen, trommelähnlich-alarmierenden und doch nicht unharmonischen Lärm, daß man ihn bei geeigneter Luft eine Stunde weit hört. Man legt diese Riesenschellen den Kühen nur für die Dauer an, während welcher der Zug durch die Dörfer geht, um Pracht mit der Herde zu treiben und alles Volk herbeizulocken. Ist dieser Zweck erreicht, dann wird das gewichtige Spek-

takelinstrument den Kühen wieder vom Halse genommen, weil erfahrungsgemäß das lange Tragen derselben den Lungen der Tiere nachteilig ist.

Jetzt entstehen in den Dörfern, durch welche der Zug kommt, völlige Volksaufläufe. — Der Bergbauer hat seine Kuhästhetik, die mit den feinsten Nüancierungen ungemein „heikel" und wählerisch in Farbe, Stellung der Füße, Hörner und anderen Eigenschaften unterscheidet. Blökend und springend, gleich als ob sie es wisse, daß es hinaufgehe zu den gewürzigen, nahrhaften Alpweiden, folgt nun, in lange Reihe aufgelöst, die ganze Herde der Kühe, Galtlinge, Ziegen und Lämmer, — mitten darunter brummend und mürrisch der Sultan des Stallserails, der „Muni", heute der Sündenbock des allgemeinen Spottes; denn der Volkswitz bindet altherkömmlich diesem „Sentenpfaar" (Zuchtstier) den Melkstuhl, mit Blumen geschmückt, zwischen die Stirngabel der Hörner. Neben dem Zuge gehen im leinenen Futterhemd und in der groben Zwillichhose der „Gaumer" (Hirt) und der „Handbub", den Zusenn mit „Juchz'gen" und Jodeln sekundierend. Den Schluß endlich bildet das Saumroß mit den Käsereigerätschaften und der Herdenbesitzer in unverkennbarem Selbstbewußtsein des augenblicklich zu feiernden Triumphes.

Im allgemeinen bleiben Weiber und Kinder in den Taldörfern zurück. Aber es gibt in Graubünden, z. B. auf Davos und in Mutten, sowie im Wallis Ortschaften, die mit Kind und Kegel ins Sommerdorf auswandern und ihren Winteraufenthalt, die Häuser verschlossen, vollständig verlassen; — höchstens daß ein alter Mann als Wächter zurückbleibt. — So geht's hinauf auf die Berge, in die Alpen.

Das ist die malerische, fröhliche Seite eines Alpenfahrtbildes. Aber es gibt auch Herdenexpeditionen im Hochgebirge, bei denen es nicht nur beschwerliche Passagen zu überwinden, sondern Kräfte und Umsicht zu brauchen,

ja sogar das Leben zu riskieren gilt. Dies ist vornehmlich der Fall, wenn die Alpenweide jenseit eines Gletschers liegt und es gilt, die schlüpfrige Eisfläche mit ihren verborgenen Spalten und Schründen zu überschreiten. Da bedarf es denn besonderer baulicher Vorkehrungen; mit Hilfe des Pickels und der Axt hat man Stege und Bretterbrücken improvisiert, oder Wege durch die Eislabyrinthe gebahnt und mit sandigem Geröll und Erde bestreut, um dem Vieh den instinktmäßigen Widerwillen gegen das ihm unheimliche, fremde und trügerische Element zu benehmen. Oft sträubt sich die Herde, die glasige Eisspiegelfläche zu betreten, und die Sennen sind genötigt, zu den verzweifeltsten Zwangsmitteln zu greifen. Ja, es gibt sogar Alpen, zu denen ein Haupt Vieh nach dem andern wie Warenballen am Flaschenzuge des Kranen über hohe Felsenwände hinabgelassen werden muß.

Schmucklos, einfach, wie ein Wurf aus freier Hand, traulich und einladend wie ein herzlicher Gruß des Willkommens auf den Matten, mitunter sogar theatralisch-malerisch liegt das schützende Dach der stillen Sennhütte im Kräutermeer der Alpweide da. Der ganze Bau ist in den wälderreichen Gegenden durchaus Blockhauskonstruktion, also lediglich aus Holz errichtet, das von der langjährigen Wirkung der Sonnenstrahlen tief gebräunt wurde. Nur der wenig fußhohe Unterbau ist grobes Steingefüge, oft Mauerwerk wie aus vorkulturlichen Zeiten. Über diesem einstöckigen Erdgeschoß, das seiner naiven, ungesuchten Natürlichkeit halber ganz mit der in ihrer Einfachheit erhabenen Gebirgswelt harmoniert, ruht das flache, silbergrau-glänzende, derbe Schindeldach. Es ist mit schweren Steinen belastet, damit der wilde Föhn, des Älplers „ältester Landsmann", wenn er aus dem Süden warm einherbraust, die Friedenshütte unangetastet lasse. Diese ist des Sennen und seiner Gehilfen Asyl während der Sommermonate. In denjenigen Alpen, wo gute Ordnung herrscht und für das Vieh versorgliche Einrichtungen ge-

troffen wurden, sind nahe bei der Sennhütte „Gaden" oder Stallungen errichtet, in denen die Herde während drückender Mittagswärme und in kalten Nächten oder während der wilden Wetter eingestellt wird. Nicht überall hat die rationelle Praxis solche Einrichtungen getroffen; es gibt noch Alpen genug, in denen die Wettertanne der einzige Zufluchtswinkel des armen Viehes während der Hitze und der furchtbaren Hochgewitter ist. Die dem Gebirgsbewohner angeborene und anerzogene Lässigkeit vermag es nicht zu überwinden, daß irgendeine Neuerung in der Alp vorgenommen werde.

Ist's irgend tunlich, so wird die Sennhütte an einen Felsenklotz gebaut oder, wenn er überhängt, sogar zum Teil unter denselben geschoben, um im Fond einen recht kühlen Platz für den Milchkeller zu gewinnen. Rinnt vollends gar ein frischer Quell in der Nähe, so leitet der Älpler das Wasser gern durch sein Magazin, um die von der Milch gesäuerte Luft durch die entstehende Ventilation zu entfernen und dagegen frische, dem Wasser entströmende Luftteilchen dem Gemache zuzuführen. Die nächste Umgebung einer Sennhütte ist fast immer ein bodenloser Kot, in dem strotzend-fettes Blakenkraut und Alpensauerampfer wuchernd wächst. Das Innere entspricht in den meisten Fällen dieser unsauberen Umgebung; Reinlichkeit und Akkuratesse sind allenthalben nichts weniger als hervorragende Attribute viehzüchtender Völker, und der Älpler bestrebt sich durchaus nicht, hierin als Ausnahme zu erscheinen. Der leuchtende, farbenheitere Festtagsanzug, der das Auge bei der Auffahrt so anregend ergötzte, ist verschwunden. Weite, derbleinene Beinkleider, die in allen Schattierungen der Stallbeschäftigung schillern, und ein dito Futterhemd, d. h. eine blusenähnliche Jacke ohne Schlitz auf der Brust, bilden mit den schweren klappenden Holzschuhen und einem enganliegenden Käppchen die ganze Bekleidung des Sennen.

Die Entree zum Innern der Sennhütte führt sogleich

zu den zentralisierten Gemächern. Nach altgermanischer Sitte ist Wohnzimmer und Küche, Speiselokal und Ankleidekammer zu einem Gesamtappartement vereinigt, und hier kann man buchstäblich am gastlichen „Herde" weilen. Letzterer und das über ihm aufgehängte „Milchkessi" nehmen den meisten Raum ein und bekunden dadurch ihre hohe Bedeutung. Hier ist die Stelle, wo der chemische Scheidungsprozeß vorgenommen wird, der die erste konsistente Grundlage zu den delikaten „Schweizerkäsen" legt. Bezeichnend wird darum auch diese Lokalität, der „Weller" (wo die Milch „erwellet" oder leicht aufgekocht wird) genannt. Unter dem Herd darf man sich indessen keine eigentliche kulinarische Vorrichtung denken, wie man sie in alten Bauernhäusern findet mit umfangreichem Schlotfang; — solche Weitläufigkeiten passen nicht zur Einfachheit der alpinen Baukunst. Etwa so, wie es der gute Robinson Crusoe aus Not einrichtete, arrangiert heutiges Tages der Senn in den Schweizer Alpen seine Küchenvorkehrung; ein schwarzes, verkohltes Loch im vorderen Winkel der Hütte mit einigen Steinen eingefaßt, ohne Kamin oder Rauchleitung, stellt den Herd dar. „Ein Versprechen hinter dem Herde" hier zu geben, wäre nicht wohl möglich. Daneben ein senkrecht-aufgerichteter, oben und unten eingezapfter und deshalb drehbarer Baum mit langem, eisernem Arm, der sogenannte „Turner", an den der große „Milchkessi" gehangen wird. Der Rauch mag sehen, wo er seinen Ausweg findet, — es steht ihm frei, zur Tür oder durch die Dachklinsen, oder durch die Ritzen zwischen dem Gebälk hinauszuschleichen. Darum ist das Innere jeder Sennhütte auch wacker eingeräuchert. Ist die Alpenluft rein, dünn und wenig mit Wasseratomen gesättigt, so werden die Dämpfe auffallend rasch konsumiert, so daß sie die Respirations-Organe nicht sonderlich belästigen. Schneit's und regnet's aber, so daß die Luft schwer aufs Dach drückt, dann ist der ohnehin zughafte, kalte Aufenthalt in der Hütte

des Rauches halber fast kaum erträglich. Die weiteren Komforts für die allerdringendsten täglichen Bedürfnisse sind: ein etwa 2 Fuß langer Klapptisch, der, in Angeln an der Wand befestigt, der Raumersparnis halber nach dem Gebrauch zurückgeschlagen werden kann; dann eine Truhe in Form einer Bank längs der Wand, ein Holzklotz, der die Dienste eines Sessels zugleich vertreten, und ein Napfenbrett, daß die Stelle eines Schrankes versehen muß, auf dem allerlei Gerätschaften, Brot und Kleidungsstücke aufbewahrt werden. Außerdem hängt vielleicht eine Büchse im Winkel, wenn der Senn zugleich Jagdliebhaber ist, und in den katholischen Gebirgsteilen ist bei strenggläubigen Bauern das Weihwasserkesseli mit dem „Nuster" (Pater noster oder Rosenkranz) nicht vergessen, welches vielleicht noch durch ein an das Brettgetäfel geklebtes „Heiligen-Helgeli" von Kloster Einsiedeln zur Erhöhung der häuslichen Andacht vermehrt wird. Alle übrigen in der Hütte vorkommenden Gerätschaften gehören zur Butter- und Käsebereitung. Das Schlafgemach ist sehr verschieden angebracht. Im Berner Oberlande, wo die Sennhütte an ihrer Eingangsfront eine Art kunstloser Vorhalle in Form eines Peristylum hat, das „Mulchedach" oder der Melkgang genannt (weil im Schutz desselben das Vieh bei schlechtem Wetter gemolken wird), befindet sich das Ruhelager oder „Gastere" in diesem Dachvorbau; in anderen Gegenden wurde dasselbe über den Schweinestall verlegt und heißt „Trileten". Welche Annehmlichkeiten für diesen Fall aus der unmittelbarsten Nähe der ewiggrunzenden Schlafkameraden erwachsen, ist begreiflich. Übrigens steht das Lager selbst an Ursprünglichkeit seiner Einrichtung dem Charakter und der Einfachheit der ganzen Hütte durchaus nicht nach; ein mit Wildheu ausgestopfter Matratzensack, die ungestörte Heimat einer Legion von springenden Blutsaugern, und eine Wolldecke oder, wie im Wallis und Graubünden, eine aus

Schaffellen zusammengesetzte Decke bilden die ganze Ausrüstung der Schlafstätte. Ist nun das Schindeldach nicht gut verwahrt, so begegnet's, daß bei kräftigem Regenwetter der Schläfer einem unfreiwilligen Tropfbade ausgesetzt wird, — oder wenn, wie vorher erwähnt, das flache Hüttendach an einen erklimmbaren Felsenklotz anlehnt, so klettern die naseweisen Ziegen nachts auf demselben herum und verursachen solch einen unheimlichen Skandal, als ob der gehörnte Pferdefüßler da droben sein ungeheuerliches Wesen triebe. So sieht's in den „idyllischen, romantischen Sennenhütten" aus, die im „letzten Fensterln" und ähnlichen poetischen Produktionen auf der Bühne so reizend erscheinen.

In jeder einigermaßen großen Alpenwirtschaft der Schweiz hausen gewöhnlich drei Älpler und ein Knabe; Weiber besorgen dieselbe, wie schon früher erwähnt, nur in den österreichischen und bayerischen Alpen, sowie in den Tälern des Wallis. Major domus ist der Senn; entweder selbst Herdenbesitzer oder Beauftragter einer Sozietät, führt er das Regiment, besorgt die Käserei samt deren Magazine und ist zugleich Buchhalter des Geschäfts. Memorial, Lagerstrazze, Conto corrente und Hauptbuch finden sich entweder in einem mit Papier durchschossenen Quartkalender vereinigt, der hinter einem angenagelten Holzspan an der Wand steckt, oder irgendein kleines Taschennotizbuch enthält die Hieroglyphen der ganzen Geschäftsabwicklung. Sein Handlanger ist der „Sennbub, Handbub, Schorrbueb, Junger", oder im Wallis der „Pató", der wie der Senn den größten Teil der Zeit in der Hütte zubringt; er hat die Gefäße zu reinigen (die im Gegensatz zum beschriebenen Habitus der Hütte auffallend sauber gehalten werden, weil von diesem Umstande die Güte der zu gewinnenden Milchprodukte abhängt) und dem Senn unmittelbare Handhilfe zu leisten, ist aber nicht immer ein 14- oder 15jähriger Bube, sondern oft ein derber Gesell, der seine Dreißig

überwunden hat. Die Vermittlungsperson zwischen Berg und Tal, der Käse-Merkurius und Heimatstelegraph, ist der „Zusenn", welcher alle Alpenprodukte hinab und Holz samt Viktualien heraufzuschaffen hat; im Walliser Patois wird er gemütlich bezeichnend „Lamieiy" (l'ami, der Freund) genannt. Ihm steht, wo gute Einrichtungen getroffen sind, ein Saumroß zu Diensten. Der eigentliche Hirt endlich ist der „Chüener, Gaumer, Kühbub oder Rinderer", im Wallis „Vigly" (vigilantia, die Wachsamkeit?); seine ausschließliche Obliegenheit ist's, das „Senntem" auszutreiben und zu hüten. An sicheren Orten, wo kein Vieh stürzen und kein Raubtier der Herde schaden kann, liegt er halbe Tage lang bei gutem Wetter am Boden, schaut in die herrliche Gebirgslandschaft hinaus, jodelt nach Herzenslust in die Täler hinab und ist selig im träumerischen Nichtstun. Gilt's aber, das Vieh auf steiler Alp zu hüten, dann muß er am schwindelnden Abgrunde gehen, zu äußerst, wohin das weidende Tier sich nicht getraut, — und auf Schritt und Tritt geht der Tod dicht neben ihm. Beim Sturm und Hochgewitter, im strömenden Regen und zu jeder Tageszeit muß er seinen lebensgefährlichen Beruf erfüllen, und da ist's nicht selten, daß er tagelang in völlig durchnäßten Kleidern verbleiben muß. Dies ist die Kehrseite des so reizend geschilderten Hirtenlebens. Aber auch der Senn bekommt sein Teil davon, wenn's wochenlang regnet, Nebel wie böse Geister des Gebirges sich grau und unheimlich um die Hütte lagern, das nasse Holz nicht brennen will und Wind und eisiger Luftzug durch die Hütte fegen, daß die Glieder erstarren, oder wenn's gar im Juli schneit und fußhoch Flocken wirft, daß das Vieh tagelang kein Hälmlein Futter findet, vor Hunger brüllt und keine Milch gibt. So auffallend und sichtbarlich die Herde auf der Alp während eines guten Sommers sich mästet, so sehr magert sie in einem kalten, nassen Sommer ab.

Des Älplers Tagesordnung ist höchst einförmig, Sonn-

tag und Wochentag die gleiche; kein Glockenklang läutet die Sabbatruhe ein, kein schmuckes Kleid bezeichnet den Feiertag, kein Schluck Wein netzt am Wirtstisch den durstigen Gaumen am Abend. Während die ganze Landschaft noch träumerisch nebelblau dem frühen Morgen in den Armen ruht, die Täler tief drunten dämmernd dampfen und Streifen weißen Nebelrauches durch die Schluchten und Tobel schleichen, während die Nacht durchs Morgensternlein ihren Scheidegruß sendet und des Himmels frohes Antlitz und der Eisberge Schneegipfel von des Tages erstem Kusse leise erröten, erhebt sich der Senn von seinem harten Heulager und melkt, während der Handbub Feuer anzündet. Die gewonnene Milch wird sogleich in dem großen „Kessi" erhitzt und mit „Etscher" (saure Schotte) geschieden, daß sie gerinnt und sich ausscheidet in „Käsbulderen" und Molke. Indessen ist auf morgenheiteren Schwingen der volle Tag herabgeschwebt.

Das Sennvolk hat zu Morgen gegessen; der Hirt treibt aus, der Handbub säubert seine Geräte und der Senn fährt fort, seine Milchprodukte zu bearbeiten. Häusliche Arbeiten füllen den Tag reichlich aus. — Ist's dann Abend geworden, entschläft der müde Tag allmählich, sinkt das ewige „Flammenherz der Welt", die Sonne, hinter den Bergen nieder, dann lockt der Hirt oder der Senn mit dem „Ruggüßler" oder mit dem „Kuhreihen" die Tiere zur Hütte, entleert die strotzenden Euter von der fetten, rahmähnlichen Milch, und die Prozedur vom Morgen samt Abendessen und Reinigen der Geräte schließen die Tagesgeschäfte. Bei einbrechender Nacht tritt dann in den katholischen Gegenden der Senn vor seine Hütte hinaus, singt mit lauter Stimme durch einen großen hölzernen Milchtrichter (die „Volle" genannt) in der Choralmelodie der Präfation ein Gebet, meist Strophen aus dem Evangelium Johannis, und den englischen Gruß. Die anderen Hirten im Gebirge und die im Freien übernachtenden Wildheuer oder Wurzelgräber die es hören, knieen nieder

und beten ein Pater noster und Ave Maria dabei. Dieser späte Ruf ersetzt in den stillen, einsamen Alpen die Abendglocke, welche in den Tälern zum Dankgebet für die Segnungen des verlebten Tages auffordert, und dient zugleich dem von der Nacht überraschten, vielleicht verirrten Wanderer als gastfreundliche Einladung. — Mit der Gastfreundschaft hat's indessen, namentlich in den welschen Alpen, mitunter seine Haken. Die Hirten in den entlegenen Alpen sträuben sich oft außerordentlich, Fremde zu übernachten, aus Furcht, Verbrechern Unterschlupf zu geben. Sie können sich's nicht denken, daß man Vergnügens halber oder um der Wissenschaft willen in den Felsen herumklettert; sie wähnen, nur Not und Flucht treiben in die Berge hinein. Im Tirol halten sie Bergwanderer häufig für Abgesandte der Regierung, welche die Zustände des Volkes, ihren Viehstand und Verdienstauskundschaften wollen. „Nun wird's bald eine neue Steuer geben," ist gewöhnlich der Refrain der Ungläubigen. Andere Sennen auf Pachtalpen, oder solche, die von Gesellschaften angestellt sind, verweigern aufs Gewissenhafteste jede Spende, oder geben nur um „Gottes willen" dem beinahe verschmachtenden Wanderer etwas alten „Zieger" (trockenen Käse) und ein wenig Milch, nehmen aber um keinen Preis Geld dafür, um nicht in den Verdacht der Veruntreuung zu kommen. Dies ist, wie gesagt, in den weniger von Touristen durchstreiften Gegenden, namentlich in den Seitentälern des Engadin der Fall.

Ist in der Hütte alles dann beendet, so geht's zur Ruhe aufs Wildheu, unter die „Schnetzlidecke", und ein kräftiger, tiefer Schlaf stärkt die ermatteten Glieder dieser harmlosen Naturmenschen.

Nur eine Intervalle tritt wie ein freundlicher Ruhepunkt in das Einerlei der Alpzeit ein. Es ist das Älplerfest, die „Alpstoberte", die „Älpler Kilbi", oder wie es sonst noch in den verschiedenen Talschaften genannt wird.

Diesem widmen wir später einen besonderen Abschnitt. In den katholischen Gegenden ist bisweilen ein öffentlicher Vormittagsgottesdienst damit verbunden. Nur sehr wenig Alpen haben Kapellen oder Gotteshäuser, in denen während des ganzen Sommers einmal Gottesdienst gehalten wird. Die größte Kapelle steht auf einer der schönsten Alpen, die es gibt, auf dem Urner Boden; sie sieht einer stattlichen Kirche gleich, und der Pfarrhelfer von Spiringen im Schächental (Tells Heimatstal) liest dort den zahlreich versammelten Sennen die Messe.

Der originellste Tempel dieser Art ist das „Wildkirchli" im Appenzeller Lande. Eine Felsenhöhle an hoher, senkrechter Bergwand (unter der schönen Ebenalp), in die sich, wäre sie nicht von den Altvätern zu einer Stätte der Gottesverehrung geweiht, der Gaisbub mit seiner Herde vor dem Gewittersturme flüchten würde, gibt die Hallen des Gotteshauses ab, — schlicht, kunstlos, ein Naturgewölbe, wie es aus der Hand der gestaltenden Schöpfung hervorging. Kein Marmoraltar, kein Gebilde von Künstlerhand trägt die geweihten Geräte; — ein schlichter Schragen, von des Zimmerers Beil gearbeitet, versieht den Dienst, — der Altar ist mit einem Teppich behangen, und neben frisch gepflückten Alpenrosen in den Vasen flackern die Kerzen im Zugwinde gegen die Tiefe der Höhle, das Marterkreuz andampfend, vor dem die Menge in den Staub sinkt. Das „Wildkirchli" ist dem heiligen Michael geweiht, und alljährlich am Schutzengelfest hält ein Kapuziner droben Gottesdienst.

Wir kehren zur Alp zurück! — Vorhin wurde des Kuhreihens gedacht. Dieser weltberühmt gewordene Hirtengesang, der in Frankreich einst bei Todesstrafe verboten wurde, weil bei seinen Klängen die Soldaten der Schweizerregimenter, vom Heimweh befallen massenweise desertierten und den Bergen zueilten, — der wirkliche echte „Chüereiha" ist fast gänzlich verschwunden; vollständig hört man ihn selten mehr. Er ist, wie schon gesagt,

das Eintreibelied, welches der Kuhhirt unter der Stalltür singt, und durch diese dem Vieh bekannten Töne dasselbe herbeilockt. Um es folgsamer zu machen, gibt er ihm aus dem „Läcktäschli" ein wenig Salz.

Der Eindruck, den solche Älplergesänge auf das Tier machen, ist unauslöschlich. Denn wenn Kühe von Alpenzucht aus dem Geburtslande entfernt werden und später durch Zufall den Refrain wieder hören, so scheinen alle Erinnerungen an ihre früheren Bergweiden wieder in ihnen wach zu werden; sie schlagen aus, tun völlig ungebärdig, rennen umher und durchbrechen in ihrer Raserei die Zäune. Überhaupt äußert das Vieh, welches auf den Alpen groß gezogen wurde, im Frühjahr ein sehnendes Verlangen nach den Bergen; es ist unstät im Weiden, wählerisch im Fressen und beruhigt sich nicht eher, bis der ihm innewohnende Naturtrieb nach dem Hochgebirge befriedigt wird.

Die Leitkuh ist das schönste Tier des Senntums, und weil sie von allen Kühen am weitesten, also gleichsam an der Spitze derselben geht, wird sie die „Heerkuh" genannt und trägt eine Glocke. Begegnet es nun, daß ein solches Tier, das in seinen früheren Verhältnissen den Vorzug genoß, Führerin der Schar zu sein, durch Kauf zu einer anderen Herde kommt und soll sich hier der Prinzipalität einer anderen Leitkuh unterordnen, so entsteht nicht selten ein Kampf auf Tod und Leben. Die pensionierte Leitkuh greift die im Besitz der Glocke sich befindende Vorgesetzte an, und zwar mit einer Entschlossenheit und mit einer Wut, daß die intervenierenden Hirten oft große Mühe haben, die Kämpferinnen auseinander zu bringen. Weil sie um den Vorrang ringt, wird sie deshalb in der Sennensprache auch „d'Ringgeri" genannt. — Ganz ähnlich verhält es sich mit den Zuchtstieren der Herden. Einsichtige und aufmerksame Hirten verhüten es, daß zwei Sennten, deren jedes einen „Pfarr" (Zuchtstier) hat, auf unmittelbar aneinander stoßende Weiden ge-

trieben werden; kein Graben und Zaun, selbst keine Schlucht würde die eifersüchtig aufeinander werdenden „Muni" von einem Zweikampf abhalten, der in der Regel mit einem Verluste endet. So war's im Sommer 1856 der Fall, daß auf den Almendweiden der Gemeinde Tamins (Vorder-Rheintal, Graubünden) zwei Herden auf dieselben getrieben wurden und durch die Sorglosigkeit der Gaumer sich so näherten, daß die beiden gehornten Großherren einander ansichtig wurden. Unter tiefem Gebrüll, mit zum Angriff gesenkten Häuptern stürzten sie aufeinander los und der Stierkampf begann. Lautlos, erwartungsvoll sahen die Herden beider Parteien zu. Die herbeigeeilten Hirten wagten es nicht, sich zwischen die wütenden Tiere zu werfen, und das schöne aber kostbare Schauspiel endete damit, daß nicht nur der Besiegte in den Abgrund stürzte, sondern auch der Sieger im wuchtigen Anlauf sich nicht zu halten vermochte und seinem Feinde folgte. —

So entschiedene Abneigung der Senn gegen Reinlichkeit und Akkuratesse in seinem alpinen Hauswesen hat, so sehr besorgt ist er dennoch um das Gelingen seines Manufaktes, seines Milchproduktes. Ihm widmet er die größte Sorgfalt und Pflege, und wie der große Rebenkultivateur und Weinproduzent den Kenner mit Wohlbehagen in seinen unterirdischen Räumen zwischen den Fässeralleen herumführt, so weiß sich der tüchtige Senn etwas auf seine Käsespeicher einzubilden. Die Anerkennung, ein perfekter „Chäser" zu sein, ist (wer sollte es glauben!) sogar von Einfluß bei Liebesverhältnissen; „s'Maitli" vermag's nicht zu ertragen, wenn ihr Bub nicht als ein perfekter Senn gilt, und manche „Bröggleri" (d. h. Stolze) hat darum ihrem Liebesbewerber einen Korb gegeben, wenn er sonst schon wacker Batzen besaß. Es kann nicht auffallen, wenn man bedenkt, daß Käse für das getreidearme Gebirgsland ein wesentlicher Bestandteil der täglichen Nahrung ist, und daß man die gesamten Milchprodukte des ganzen Alpenlandes, einschließlich Selbstverbrauch und Ausfuhr,

jährlich auf mehr als hundert Millionen Franken schätzt. Denn was die Schweiz allein an dem allenthalben so beliebten Schweizerkäse versendet, erreicht die Höhe von mindestens acht Millionen Franken.

Nicht die Sehnsucht zur Talheimat, nicht der Mangel an Futter nötigen den Sennen zum Rückzug von Staffel zu Staffel; es gibt viele Alpen, die nicht eigentlich „abgeweidet" sind, wenn die Herde sie verläßt. Das Eintreten kälterer Nächte in diesen Höhen ist's, was ihn erfahrungsgemäß vertreibt; darum kommt's vor, daß in milden Jahrgängen ausnahmsweise der Senn einige Wochen länger auf Alp bleibt, als es sonst üblich ist. Herbstelet es nun entschieden, kandieren die Nachtfröste mit ihren Reifen Blatt und Halm, entfärben sich die Laubkronen und zieht der Wald sein buntscheckiges Kleid an, dann mahnt's den Hirten, die „Alp zu entladen". Vor seiner Hütte zündet er am Vorabend der „Abfahrt" ein lustiges, weit ins Talgelände hinableuchtendes Feuer an, das uralte Flammenzeichen der Gebirgsvölker, durch das sie in ihren Freiheitskämpfen korrespondierten, und überlaut jauchzend rollt er die glühenden Klötze über die Felsenhänge hinab, daß die Funken zerstiebend die Lüfte durcheilen. Das Talvolk sieht's und lauscht, und freut sich der Heimkehr der Herden.

Hin ist die Poesie des Hirtenlebens fürs laufende Jahr, und im Besitz des errungenen Gewinnes, im Andenken an die Freuden der Alpzeit zieht der Senn hinab und zehrt an der Erinnerung in der tief eingeschneiten Winterhütte des Tales im Hoffen auf die Wiederkehr des Frühlings.

Das Alphorn.

Zu Straßburg auf der Schanz, da ging mein Trauern an:
Das Alphorn hört ich wohl anstimmen,
Ins Vaterland mußt ich hinüber schwimmen,
Das ging nicht an.

(Altes Volkslied.)

In den Rahmen eines idyllischen Bildes aus dem Hochgebirge gehört das Alphorn, — ein Instrument, das so wenig zu den musikalischen gezählt wird und doch so große Wirkungen und eigentümliche Stimmungen hervorruft, — freilich auch nur in seiner ursprünglichen Heimat. Es gehören die gigantischen Felsenstirnen dazu ob engen Tälern, mit ihrem bezaubernden Echo, die frische, reine Luft und deren geschlossene Strömungen, um die eigentümliche Tonfärbung zu erzeugen, wie sie kein anderes musikalisches Instrument besitzt, und die hier so mächtig ergreift und entzückt.

Dieses Hirtenhorn mit seinen gewaltigen und doch wieder so zarten, sehnsuchtsvolles Heimweh erregenden Tönen repräsentiert den Instrumentenbau in seiner frühesten Kindheit. Es ist aus zwei Teilen zusammengesetzt; das obere bildet eine junge Tanne von ungefähr 5 Fuß Länge, welche nach dem unteren Ende hin breiter ausläuft und gewöhnlich mit einem Eisen hohl ausgebrannt oder auch ausgebohrt wird. Das untere Teil besteht aus einem zweiten Stück Tannenholz, das gekrümmt und becherartig erweitert ist, und eine Länge von etwa $1^1/_2$ Fuß einnimmt. Das ist der ganze äußere Bau.

Der allgemeine Charakter des Alphorntones kommt dem einer, etwas gedämpften, großen Trompete am nächsten, läßt aber keinen speziellen Vergleich zu mit den bestehenden Instrumenten. Von der erwähnten Trom-

pete besitzt das Alphorn den Metallton — und als Holzinstrument die Weichheit und Fülle einer guten Klarinette. Durch seine Länge dagegen gewinnt es die Klangstärke einer Orgelstimme, — ein Gemisch von Metallklang und Holztoncharakter, eigentümlich, wie das ganze Instrument selber.

Die Wirkungen des Alphorntones hängen dagegen von einer Menge äußerer Umstände, ja selbst von Zufälligkeiten ab. In unmittelbarer Nähe gehört, klingt das Alphorn rauh, unangenehm, mehr mit einem heiseren Gestöhn als mit einem klangvollen Tone zu vergleichen. Schon in einiger Entfernung vermindert sich diese Rauhheit (zu welcher auch die bedeutende Lungenanstrengung des Bläsers viel beitragen mag) und der Ton zieht klangvoll, weich, fein und zart vibrierend über die Täler dahin, sich mächtig ausbreitend, je weiter die Luft den Ton trägt. Bei heiterem Himmel, überhaupt bei reiner Luft, klingt der Ton hell, markiert, scharf, glänzend und ähnelt hier in seinem Klangcharakter am meisten der Trompete. An gewitterschwülen Tagen oder sonst bei bedecktem Himmel nimmt der Ton des Alphornes einen düster gefärbten Charakter an, sehnsuchtsvoll klagend, — jenen Ton, der schmerzlich in uns nachklingt, wehmütige Stimmungen in uns wachruft, und dem wir doch nicht entfliehen können, — denn er zaubert und bannt unsere Seele, entzückt und berauscht unsere Sinne. Eine besondere Merkwürdigkeit in der hohen Gebirgswelt findet sich bezüglich unseres Instruments darin, daß gewisse Felsenwände und darunter liegende Täler oder bewaldete Felsenpartien den Klang des Alphornes ganz eigentümlich umgeschaffen wiedergeben. Leider hat bis jetzt die Physik in bezug auf Akustik die Resonanz der Gebirgswände für den Ton, die Verschiedenheit des Tones gegen diese oder jene Felsenwand, oder einer mit Felsenwänden abgeschlossenen, Echo erzeugenden Gegend — noch nicht so genau in den Kreis

ihrer Studien gezogen, daß sich Gesetze aufstellen ließen wie im Bereiche der musikalischen Instrumente und ihrer akustischen Wirkungen.

Die Weise des Alphornes, das seine jungfräuliche Reinheit bewahrte und noch nicht zum konzertierenden Instrumente emporgeschraubt wurde, ist eine kleine, fanfarenartige Melodie von wenig Takten und variiert je nach der Laune, Fertigkeit oder „Phantasie" des Bläsers. Immerhin aber ist sie rhythmisch, und zwar strengrhythmisch, sogar herb, zerhackt zu nennen. Da das Alphorn nur für die großartigen Raumverhältnisse der Gebirgswelt geschaffen ist, so liegt auch sein Zweck nahe und schließt damit jede größere, melodisch ausgeführte Weise fast von selbst aus; das Echo ist sein Ziel. Diese wenigen Takte mit dem in der Regel etwas länger und kräftiger gehaltenen Schlußtone sind hinreichend, ein prachtvolles „Naturkonzertstück" mittels des Echos zu erzeugen. Die Weise oder Melodiefigur selbst ist so kurz, daß zwischen ihr und dem Widerhall eine merkliche Pause liegt, so daß das Echo dieselbe unverwischt und ungestört zu uns herübertragen kann. Gewöhnlich wählen die „Alphornkünstler", die sich in der Regel für die unermüdliche Bereitwilligkeit und modulierende Virtuosität des Echos mit einer Kleinigkeit honorieren lassen, solche Standpunkte, welche eine mehrmalige Repetition des Echos veranlassen. Wie diese widerhallenden Felsenstimmen selber auftreten, ist sehr verschieden. Man hört deren, die drei- bis viermal rückkehrend immer voller und mutiger anschwellen, also im crescendo sich wiederholen, gleichsam als ob der Ton, an die Granitwände anschlagend, von deren festem, körnigem Wesen gekräftiget, etwas annehme; — dann wieder, an anderen Orten, jauchzt das erste Echo hell und lebendig in reiner, freudiger Fülle wie ein wahres urchiges Alpenkind, ermattet dann aber von Stufe zu Stufe, und klingt die folgenden Repetitionen in elegisch-aushallenden, weit, weit in die Berge

hinein verfliegenden Reminiszenzen nach, wie der vergeistigende Aushauch einer schönen Seele; — und wieder umgekehrt gibt es dann auch solche, die fast mit Scheu, mit mädchenhaft verschämtem Zögern beim ersten Male antworten, dann Mut fassen, sich aufraffen und laut und bestimmt hervortreten, sofort aber wieder erschreckend zusammenfahren, verwirrt durcheinander murmelnd unverständlich werden und fast bedeutungslos auslaufen. Genug, ebenso mannigfaltig wie der plastische Bau der Alpen und ihrer Felsenstirnen und die verschiedene Entfernung der Berge ist, welche die Resonanzflächen abgeben, ebenso variierend sind die akustischen Resultate in ihrer mehr oder minder raschen Aufeinanderfolge und in der Fülle und Kraft ihres Tones. Wenige Schritte rechts oder links, auf- oder abwärts des vorher eingenommenen Standpunktes verändern oft auffallend den Gegenschalleffekt. Könnte man die Schwingungswellen, welche den Ton durch die Lüfte tragen, sehen und fixieren, es würden neue wunderbare Rätsel sich darbieten, welche zu lösen einen Aufwand von Untersuchungen veranlassen müßten. So aber müssen wir uns einfach mit den gegebenen, unentschleierten Resultaten begnügen, die so zauberhaft-schöne Wirkungen hervorbringen. Nun aber sind die steigende und fallende Tonstärke und die so abweichenden Intervalle innerhalb jeder Echo-Repetition nicht die einzigen Probleme, die dem lauschenden und denkenden Hörer sich aufdrängen, — es zeigen sich noch ganz andere Geheimnisse aus dem Gebiete der Tonerzeugung. Die Weise wird hinübergetragen an die Schallwand und kommt das erstemal in gleicher Tonhöhe zurück, rein, scharf markiert wie das Original; das zweite Echo ist jedoch schon um fast einen Viertelton gesunken, hat die rhythmische Lebendigkeit verloren, klingt matt, etwas langsamer, schier hinsterbend. Welcher Umstand, welches unbekannte Luftmedium, welches Resonanzgeheimnis transponiert die Reproduktion des ersten so reinen,

markigen Echos? Wir haben das Echo unterhalb des Faulhornes beobachtet, wohl zwanzigmal wiederholen lassen und immer dasselbe Sinken des Tones bei dem zweiten Echo und die gleiche, langsame Bewegung, ein fast synkopiertes Hinziehen der Melodie zurückerhalten. Die verminderten Schwingungen durch die große Entfernung erklären wohl einzig das Sinken und allmähliche Hinsterben des Tones. Ein anderes, wieder abweichendes Beispiel gibt das Echo des Alphornbläsers auf Alpiegeln gegen die Bustiglenläger zu, wenn man von Grindelwald gegen die Wengern-Scheidegg (im Berner Oberlande) aufsteigt. Dort scheint der Itrammenwald die ganze Tonsumme der Alphornmelodie aufzufangen und in seinen Tannenhallen tausendfach-reflektierend zu vermengen; denn das Echo kehrt, wie die rollenden Orgelklangmassen aus dem majestätischen Gewölbe eines Münsters, in mächtig-ergreifenden, großen, vollen Wogen, rund ineinander verflossen, zurück, ein gewaltiger, erschütternder Hymnus, den Alpendom durchflutend.

Am genußreichsten ist des Alphornes Zauberschall, wenn er dem Wanderer unerwartet entgegenklingt. Wir stiegen eines schönen Sommermorgens aus dem Lauterbrunnen-Tale gegen die Hütten und Speicher des Wengenberges, auf steilem Pfade, durch uralte Tannen mit langzottigen Ästen empor. Rechts drüben strahlte die herrliche Jungfrau, die hohe stille Königin des Alpenreiches, in unvergleichlicher Pracht und Klarheit; von der Höhe und aus dem Talgrunde herauf tönte das melodische Glockengeläute der Herden. Da drang an unser Ohr ein langgehaltener Ton von den Felsenwänden der Jungfrau herüber. „Ein Alphorn"! rief freudig überrascht einer dem andern zu, und alle standen still, in vollen Zügen genießend, was selbst eine Beethoven'sche Symphonie nicht zu bieten vermag. Der Hirt begann seine Künste, und wir lauschten atemlos den sympathie-entzündenden Tönen, die aus den Gletschern der Jungfrau her-

über zu wehen schienen; den Bläser vermuteten wir in einer Entfernung von mindestens einer halben Stunde, und beeilten uns, denselben aufzusuchen. Wie groß aber war unser Erstaunen, als wir, um eine Waldecke biegend, den Alphornisten, links ab dem Wege, ganz in unserer Nähe erblickten, — ihn, den wir weit entfernt geglaubt, und dessen Felsenjodler jetzt breit und derb ertönten.

Man hat auch schon versucht, Alphörner zu stimmen, um mit ihnen Quartette oder auch nur zweistimmig zu blasen. Der Versuch scheint nicht gelungen zu sein, da sich auf unseren Bergtouren immer nur „Solokünstler" produzierten. Dagegen haben Alphornbläser sich schon das Vergnügen gemacht, von entfernten, einander gegenüberliegenden Alpen zu korrespondieren, was bei der Verschiedenheit der Höhe oder Tiefe des Tones und den auftauchenden Echos eine unbeschreiblich schöne Wirkung hervorbrachte.

In früheren Zeiten war der Gebrauch des Alphornes allgemeiner; mit dem Eindringen neuer Lebensformen in die stillen Alpentäler, mit dem allmählichen Verschwinden der alten volkstümlichen Gebräuche und Trachten, verschwand auch das Alphorn. Früher, als der Kuhreigen noch allgemein in den Bergen existierte, wurde dieser Älplersang mit dem Alphorne begleitet, oder sogar die Melodie desselben allein auf dem Alphorne geblasen; auch dieser Gebrauch ist geschwunden. Im vierzehnten Jahrhunderte diente es den mutigen und mannhaften Entlibuchern und Unterwaldnern als Signalhorn, um aus weiter Ferne den anrückenden Feind zu verkünden, — und heutigen Tages werden ihm mit Qual einige Töne abgerungen, um — ein Trinkgeld einzuziehen. Andere Zeiten, andere Sitten.

Der Geißbub.

Juheh, der Geißbueb bi — n — i ja
Mys Hörnli u my Geißle da
Thüe mir no nit verleide.
Im Täschli ha — n — i Chäs u Brod;
Mys Haar ist chruus u d' Backe roth,
U d's Herz voll Lust und Freude.
Jungi, Alti,
Melchi, Galti,
Großi, Chleini,
Hübschi, G'meini
Führe — n — ig uf Berg und Weid.

G. J. Kuhn.

Der Geißbub ist ein Attribut der Gebirgswelt wie der Lawinendonner und das Alpenglühen, wie der Gemsjäger und das fliehende, pfeifende Murmeltier. Er ist ein Schmuck der Berge, ein jovial die hohen Felsenwüsten belebendes Element. Wohin kein Senn die schweren Tiere treiben darf, weil Weg und Steg verschwinden und die Kräuterdecke nur wie zerzauste Flocken am verwitternden Gesteine hangt, da klettert der braune, fröhliche Knabe mit der meckernden Ziegenschar hinauf und träumt sich größer und reicher und seliger als Ordenskomture und Kapitelregenten.

Und doch ist's gewöhnlich der ärmste Bube des Dorfes, oft vaterlos oder ganz verwaist, der nicht die Jugendfreude anderer Kinder kennen lernte, nicht am elterlichen Herde Schutz und Nahrung und Frieden fand. Damit er nicht der Gemeinde zur Last falle und früh sein Brot verdienen lerne, wies ihn die Vormundschaft hinaus in die Einöde des Gebirges, wo sonst keines Menschen Fuß weilt. Dort ist sein Aufenthalt vom beginnenden Frühling bis spät hinaus ins Jahr; dort zieht Mutter Natur

an ihrem Busen ihn groß und tränkt ihn mit reinem Äther, und macht ihn groß und stark zum gefährlichen Beruf, den er spielend und mit Freude erfüllt. Aber er liebt sie auch, die nährende Mutter, und der wie ein wildes Reis aufgeschossene, halb verwilderte Knabe schwelgt in Genüssen, die wir bedürfnisvollen Talmenschen kaum zu ahnen vermögen.

Der Bergbauer teilt die große, reiche Tafel, welche die Alpen seinem Viehstande darbietet, nach seiner Konvenienz, nach der Möglichkeit: den größten Nutzen aus den Weideplätzen zu ziehen, in verschiedene Klassen ein. Was drunten in der Nähe der menschlichen Wohnungen und in den „Vorderen Berggütern" liegt, das schneidet die Sense für die winterlichen Vorratskammern, für die aromatischen Heustöcke ab. Weiter hinauf, was sanft geneigt als flächenhafte Halde oder Hochmulde sich ausdehnt, ist zu Kuhalpen „gerechtsamt und verbrieft" und wird nach den verschiedenen Staffeln mit einer bestimmten Anzahl Vieh „bestoßen" und „abgeätzt". Was darüber hinausliegt, steil und steinig wird, wo nur ganz kurzes Futter wächst, das steht im „Alprodel" als „Schafalp" verzeichnet und wird in Tirol und Graubünden an die Bergamasker Hirten verpachtet oder, in anderen Gegenden, sonst vom „Schäfler" abgeweidet. Und jene Parzellen endlich, die dann noch wilder und zerklüfteter sind, wo nur Legföhren und Alpenrosengesträuch den kleinen Kräuterwuchs überwuchern, — oder die Holzschläge und „Forst-Stocketen", in denen eine reichfarbig-blühende Flora prangt, nach der das große Milchvieh aber wenig Gelüste zeigt, — diese gehören dem Geißbuben und seiner Herde an.

Es ist ein ganz anderes, lebensfrischeres, bestimmteres Naturell, das aus solch einem Geißbuben herausschaut, als das träge verschwommene Element des strumpfstrickenden Schäfers in der norddeutschen Heide, oder des halb stumpfsinnigen, platt-vegetierenden Dorfhirten in den

Agrikulturdistrikten. Hier ist Elastizität, Festigkeit, Rasse, — wenn auch noch so roh und naturwüchsig. Durch das tägliche Verweilen in der Wildnis und bei steter Übung werden diese 12- bis 16jährigen Knaben so vertraut mit allen anwendbaren Vorteilen im Felsenklettern, daß man ebensowohl über ihre eminente Gewandtheit als naturalistische Gymnastiker, wie über ihre seltene Unerschrockenheit und ihren resoluten Überblick, mit welchem sie den rechten Pfad ausspähen, erstaunt. Da, wo man wähnt, es könne kaum eine Maus auf dem schmalen Felsenkarnies vorüberschlüpfen, geschweige denn eines Menschen Fuß Raum für Tritte finden, späht der Geißer Wege für sich und seine Ziegen aus. Pfeifend und johlend kriecht er wie eine Katze an den Absätzen herum, denn er hat ein Kletterbedürfnis in den Gliedern, das ihn nicht ruhen läßt. Schwindel ist ein Ding, das nicht in seinem Begriffsvokabularium steht.

Und adlerartig-scharf bildet das Auge sich aus, eine Kräftigung der Sehorgane, die ans Märchenhafte grenzt. So ein Bube zeigt uns auf stundenweit entfernten Höhepunkten Gemsen, beschreibt ihre Bewegungen und spezialisiert das Terrain nach seinen kleinsten Formverhältnissen, wo der Ungeübte nur eine große, unbelebte Gesamtmasse erblickt. Aus solchen Buben werden dann in der Regel auch die verwegensten Wildheuer, die furchtlosesten und leidenschaftlichsten Gemsenjäger. Ich habe Geißbuben gesehen, die den Ernst eines in der Schule des Lebens gestählten Mannes hatten; unter der braunen, verwitterten Wildheit des Antlitzes schaute etwas von der kalten Energie jener Marmorgesichter hervor, welche die Helden alter Zeiten auszeichnete. O! Exemplare solcher Jungen gibt's, die, wenn sie auf einem in der Weide liegenden Felsenbrocken stehen, trotz der zerlumpten Lodenhose und dem formlosen, alten Filzdeckel etwas Diktatorisches in ihrem ganzen Wesen haben; in dem ruhig beobachtenden Blicke, in den jugendlich-entschlossenen

Mienen des verbrannten Gesichts, in der dreisten, ungezwungenen Haltung liegt das ausgeprägte Bewußtsein: „Hier bin ich Herr!“ — Und er ist's in vollstem Maße, er ist Alleinherrscher in dem von ihm betriebenen Gebiete. Gehen wir hinauf auf die Hochalp in die Steinriesete oder in die Gocht, wo der Geißer haust! Er, der vorhin, als er uns von ferne sah, uns mit einem elektrischen „Juchzer“, wie man ihn weit und breit in den Bergen nicht mehr hört, bewillkommnete, hält uns nun, wo wir ihm näher kommen, keines Grußes wert. Keck schaut er uns ins Gesicht, als ob er fragen wollte: „Und nun?“ Es liegt etwas Herausforderndes in dem messenden Blicke, und dabei spielt ein verschlagenes Lächeln, wie fernes Wetterleuchten, um die Mundwinkel. Nun gut! grüßen wir ihn zuerst und richten wir irgendeine Frage an ihn. Die seinem Ohre fremden Laute müssen ihm unendlich komisch klingen, denn das Lächeln nimmt einen leichthöhnenden Ausdruck an; es zuckt über die Stirn, als ob er sagen möchte: „Ach! Ihr Modemannli, was wollt auch Ihr da in meinem Revier?“ Nötigen wir ihn endlich zu einer Antwort, so fragt es sich noch sehr, ob's nicht eine ziemlich abweisende, wenn nicht gar trotzige ist. Er betrachtet es eben als absolut überflüssiges Unternehmen, da in die Wildnis zu ihm herauf zu steigen, und man darf es solchen in dieser Einöde aufgewachsenen, fern von allem geselligen Umgange abgeschnittenen, urnatürlich-entwickelten Knaben nicht verübeln, wenn Mißtrauen gegen fremde Leute in ihm wohnt. Eine Ausnahme davon machen die Appenzeller Buben; das Bedürfnis, in einem derben, ungesuchten Witze ihre Anschauungen und plötzlichen Launen Luft zu machen, der im ganzen Volke tiefwurzelnde Hang zur Spöttelei tritt bei diesen Buben schon drastisch zutage, und es bedarf eines recht gemütlichen, durchaus nicht empfindlichen Eingehens auf den angeschlagenen Ton, um sie zu einiger Vertraulichkeit zu bewegen. Hat man dies Ziel erreicht,

dann ist solch ein Knabe aber mitunter auch ein wahrer Goldkerl voll frischer, urwüchsiger Gedanken.

Aber auch den Gefahren gegenüber sind solche Buben völlig Herren ihres Reviers; von der Vermessenheit ihres Mutes, von ihrer spannfrischen, nervigen Schlagbereitschaft, von ihrer momentanen Entschlossenheit macht man sich kaum einen Begriff. Sie sind gleichsam auf der Mensur großgewachsen, haben von Jugend auf den feindlichen Elementen trotzen lernen, und darum überrascht sie auch durchaus nichts. Wehe dem Räuber, der ein Herdestück anzugreifen wagt, — er hat's mit einem hartnäckigen, besonnenen und entschlossenen Kämpfer zu tun. Am meisten haben's die Buben auf die großen Raubvögel abgesehen; wissen sie das Nest eines solchen, so ist's um die junge Brut geschehen. Beispiele von den frechsten Wagestücken, um Nester von Stoßvögeln auszunehmen, gibt's in den Alpen allenthalben.

Nicht mindere Besonnenheit, Mut, Ausdauer und Gewandtheit entwickeln die Geißbuben, wenn eines ihrer Tiere sich verstiegen oder „verjuckt" hat, d. h. durch einen Sprung auf einen Felsensatz gekommen ist, von dem es weder vor noch zurück kann. Denn wo nur irgendeine grüne Stelle lockt, klettern die Ziegen wie die Schafe hin, erblicken dann von der Höhe unter sich abermals neue Rasenbänder und springen von Absatz zu Absatz, oft klafterhoch, hinab, bis sie nicht weiter können. Da wird es dann Aufgabe des hütenden Knaben, das gefangene Tier zu lösen.

Im Hochgebirge bleiben die Schafe oft Monate lang sich selbst überlassen und nagen die sporadisch an den Felsen hangenden Rasenstellen ab. Es genügt dann, daß der Eigentümer vom Tal oder von seiner Hütte aus (wo er mit dem Großvieh weilt) täglich einigemal durchs Fernrohr seine Schafe beobachtet und überzählt. Entdeckt er nun, daß sich einige derselben verstiegen haben, so steigt er auf die Höhe des Gebirges, von der aus er

glaubt, senkrecht von oben herab den Schafen beikommen zu können. Der Entschlossenste, meist ein Bube unserer Schilderung, wird dann am Seil hinabgelassen. Da begegnet's denn, daß die Tiere, scheu gemacht durch die von oben herniederschwebende Erscheinung, diese wahrscheinlich für einen Raubvogel halten, sich zu flüchten suchen und sämtlich in den Abgrund stürzen. Dann aber kommt's auch wieder vor, daß man die genaue Richtung verfehlt hat, und der Bube noch über manches Rasenband, oder längs glatter Felsenwände, an denen er fast nur wie eine Schwalbe klebend sich zu halten vermag, weiter klettern muß. Hat er dann wirklich die Tiere erreicht, dann kommt erst das eigentlich Lebensgefährliche der Aufgabe. Auf schmaler Felsenkante muß er das Tier ergreifen, nach sich ziehen oder angesichts des oft schaurigen Abgrundes das Tier sich über den Kopf heben und, so belastet, nur mit einer freien Hand zum Anklammern, den Rückweg antreten, bis er das Seil erreicht, an den dann das wiedergewonnene Herdenhaupt gebunden und emporgezogen wird. Dieses Manöver setzen solche Buben drei-, vier- und mehrmal fort, bis sie ihren Zweck erreicht haben. Sie sind durch nichts abzuschrecken, und es ist oft vielleicht weniger der eigentliche Wert, um den es sich handelt, als das eigenwillige, starrköpfige Durchsetzen eines einmal gefaßten Entschlusses. —

Und dann der Lohn aller dieser Gefahren, Entbehrungen und Widerwärtigkeiten? — Betrachten wir die Lebensweise dieser originellen Halbwilden im Kulturlande ein wenig näher. Der Geißer treibt gewöhnlich morgens sehr früh vom Tal aus eine große Menge Milchgeißen ins Gebirge hinauf. Er hat sein näschiges, neugieriges, überallhin exkursierendes Hornvölklein gut in Ordnung und kommt mit demselben viel rascher in die Höhe hinauf, als man glauben sollte; ehe die Sonne nur einigermaßen hoch steht, ist er schon mehrere Stunden weit von seinem Dorfe. Dort überläßt er die Herde

ihrem bon plaisir, legt an einem ihm bequemen Platze sich nieder und verträumt im Ideenkreise seiner Geißbubenphilosophie den Tag. Hat er Hunger, so muß ein Stück hartes, trockenes Gerstenbrot und etwas Käse ihm zur Sättigung dienen, — hat er Durst, so zieht er die erste beste Ziege herbei, legt sich unter ihre Euter und melkt in den Mund hinein, daß es schäumt. Rückt dann der hohe Mittag heran, der mit sengender Glut die Felsenwände erhitzt, dann sucht der Knabe für sich und seine Herde ein schattiges Plätzchen, wo alle zusammen Siesta halten. So auch für einbrechende Hochgewitter hat er die Höhlen oder Felsenbuchten, in die er sich flüchtet. Ist's aber ein kalter regnerischer Sommer, dann hat der arme barfußlaufende Tropf höchstens einen alten Sack über die Schultern zum Schutz gegen die Nässe. Dessenungeachtet ist er fröhlich und scheint die Unbilden der Witterung wenig zu fühlen. Abends treibt er heim, hat seinen Hut mit Alpenblumen geschmückt und kehrt so frisch und kräftig ins Dorf zurück, als er am Morgen auszog. So geht's vom frühen Frühjahr bis in den Spätherbst. Und als baren Lohn erhält er fürs Stück jährlich zwei bis drei Batzen. Es gehört eben Geißbubenstoff zu solch einem Menschen.

So wenig beneidenswert das Los eines alpinen Geißbuben auch erscheinen mag, so ist's dennoch ein gemächliches und freundliches gegenüber dem von manchen Schafhirten in den Alpen. Wir meinen hiermit nicht die Bergamasker Schäfer, die auch außerordentlich frugal leben und sich nicht getrauen, von ihren selbstproduzierten Käsen zu essen; sondern jene in einer freiwilligen Verbannung den Sommer verlebenden Schafhirten, wie am Zäsenberg unterm Eiger und ähnliche. Der Zäsenberg liegt in der Tiefe des unteren Grindelwaldgletschers, gegenüber von den Schreckhörnern, und ist rings vom Eis umgeben. Hier wirtschaften zwei Hirten mit einem Buben, mehreren hundert Schafen und einigen Ziegen.

Die eine ihrer Sennhütten ist unter einem Granitblock ausgegraben, und die andere schmiegt sich an diese, aus roh übereinandergelegten Gneisscherben errichtet, an. Die Genügsamkeit dieser Hirten übersteigt alle Begriffe. Zwei kleine Kübel und eine Pfanne sind die ganzen Gerätschaften des einen Hirten. Der andere, welcher kleine Schafkäse bereitet, hat ein paar Stückchen Hausrat mehr, alles aber in urtümlichster Einfachheit. Das Holz muß mehr als zwei Stunden weit übers Eismeer heraufgetragen werden; nichtsdestoweniger gehen sie mit ihrem bißchen künstlicher Wärme sehr verschwenderisch um und stopfen nicht einmal die Klinsen zwischen den Steinen mit Moos oder Heu aus, um die Wärme zusammenzuhalten. Alles Denken, alles Weiterstreben scheint hier aufzuhören, und über die vorzeitlichen Einrichtungen hinaus wird Neuerungen kein Zutritt gestattet. Vom fröhlichen Leben, das auf anderen Alpen herrscht, ist hier nicht die mindeste Spur. Die Sprache scheint den Leuten eingefroren zu sein; ihr ganzes Wesen ist so frostig und kalt wie die wilde, große Eisnatur, welche sie umgibt. Kein Mensch kommt zu ihnen hierher, und begegnet's, daß einmal Touristen über die Strahlegg kommen, die sie von ferne sehen, so ist's ein Ereignis in dieser gewaltigen Einöde; zu keinem Dorfe kommen sie den ganzen Sommer über hinab, auf keine befreundete Alp können sie zum Zeitvertreib gehen, zu keinem teilnehmenden Menschen vermag das Johlen des Hirtenrufes zu dringen. Unter sich sprechen diese Troglodyten ebensowenig, und nur ein kurzabgebrochener, gellender Ruf ladet die Ziegen zum dargereichten Salz und zum Melken ein. Die Schafe aber irren, ohne je die Hütte zu sehen, immer an den Kämmen und Graten umher. Was dann im Spätjahr die Herde, nachdem sie nach Grindelwald wieder hinabgezogen ist, noch übrig gelassen hat, das weiden endlich die Gemsen noch ab. —

Dies ist eine der Kehrseiten vom Leben in den freien Alpen.

Der Wildheuer.

Und weiter, höher, steiler treibt die Hast,
Der Unmut fort der Berge trüben Gast
Auf Klippen, wo den Pfad die Furcht verschlingt,
Wohin verzweifelnd nur die Gemse springt.
Lenau.

Droben, auf jenen Felsenköpfen, die vom Tal gesehen für den menschlichen Fuß unerreichbar scheinen; dort, wo die kleinen runden Rasenpolster, eine freundliche, das Auge beruhigende Unterbrechung, an den senkrechten, grauen Fluhwänden hangen und die von der Verwitterung gerissenen Zackenlinien des toten Gesteines mildernd überkleiden; — da, wo man höchstens die Horste des Adlers und Lämmergeiers sucht: — dort ist der Ernteplatz für den Wildheuer.

Es ist ein armselig Leben, ein mühsam Tagewerk, voller Entbehrungen, gegen Wind und Wetter kämpfend, stets mit einem Fuße auf der Grenzlinie zwischen Leben und Tod schreitend. Denn zu Wildheuplätzen werden lediglich jene schwer nahbaren Grashalden im Hochgebirge, meist über der Waldregion gelegen, also in einer Höhe von 6000 Fuß und darüber, erklärt, die ihrer steilen Böschung halber weder mit Schafen noch Ziegen, viel weniger mit schwerem Großvieh betrieben werden können, oder zu denen der Aufgang für eine Herde völlig unpraktikabel ist.

Hierher, wo höchstens der Wagesprung der schwindelfreien Gemse noch Boden findet, anklammernd sich festzuhalten, — hierher wagt der Mensch sich im Kampfe um seine Existenz, hier sucht er Winterfutter für das, ihn und die Seinen ernährende Stalltier; es gibt Wildheuplätze, wo der erwerbungslustige Wagehals den ganzen

Tag über die Fußeisen nicht ablegen darf, weil er zu seinem Schutz bei Schritt und Tritt mit den Stachelsohlen sich am Boden einbohren muß.

Diese ungeheuerlichen Gegenden, die fast einem Besitztum im Monde gleich zu achten sind, weil ihr Wert erst durch die Tollkühnheit des Wagehalses geschaffen wird, der, um der Aussicht auf einen dürftigen Gewinn halber, sein Leben als Einsatz riskiert, — diese kulturunfähigen Wildnisse, sollte man meinen, müßten Gemeingut eines Alpenvolkes, ein und desselben politisch zusammengehörenden Landes sein. O nein. Die Habgier des Menschen und dessen Bestreben, durch Verträge seinen Besitzstand sicher zu stellen, dringt auf Erden so weit, als das Auge zu reichen vermag. Da, wo Grenzsteine und trennende Holzhäge oder tiefeingeschnittene Runsen und Tobel als natürliche Grenzen des Mein und Dein im Gebirge nicht sichtbar scheiden, läuft die Gemeinde-March eines Alpendorfes in idealer Linie über geborstene Felsenzacken und umnachtete Abgründe, über Gletscher und Firnfelder, durch Wüsteneien, in welche vielleicht noch nie eines Menschen Fuß hindrang.

Aber innerhalb dieser Gemeindegrenzen handelt es sich um Aufstellung einer zweiten Linie, welche die guten, für den Weidegang brauchbaren Alpenmatten von den gefährlichen Grashalden oder „Bösenen" trennt, — und diese steht nicht allenthalben fest. Darum herrscht selbst hier oben, in diesen wildesten Gegenden des Gebirges, der alte, wohl nimmer endende Hader zwischen den Schicksalsantipoden „Arm" und „Reich". — Denn der habliche, im Bewußtsein des Besitzes sich fühlende Bauer, der so glücklich ist ein ganzes Senntum Vieh zur Sömmerung auf die Alpen treiben zu können, der seine Stimme im Gemeinderate mit Nachdruck erheben darf, weil er zur Geldaristokratie des Dorfes zählt, dieser will sich den Vollgenuß seiner Privat- oder Kommunalrechte nicht um einen Zoll schmälern lassen und begehrt nach altem

Landesbrauch die wachsenden Kräuter zur Weide für sein Vieh, „so weit man mit Kuh und Kalb ätzen könne." Dies ist freilich sehr relativ, und es kommt dabei viel auf die Schwere des Viehs, dessen Kletterfähigkeit und auf das Risiko an, welches jedenfalls derjenige übernimmt, der Herden an Orte treibt, die wenig geeignet für Weideplätze sind. — Der arme Wildheuer dagegen, auf dem der Ernst des Lebens bitter lastet, der mit Todesgefahr schwer nach dem kümmerlichen Erwerbe ringt, der vielleicht kaum ein mageres Zicklein sein Eigentum nennt, der aber ebensogut anspruchsberechtigter Gemeindegenosse ist, wie der vermögliche Senntenbauer, findet die Grenze für den Anfang seiner Sicheltätigkeit zum Abmähen des den Armen gehörenden Wildheues schon einige hundert Fuß tiefer in den Alpen. Darum stehen die Ansprüche der Besitzenden und die der Besitzlosen in denjenigen Gegenden immer auf der Mensur, wo nicht durch endgültigen Gemeindebeschluß allen Interpretationen ein- für allemal vorgebeugt wurde.

Der Wildheuer übt seinen halsbrechenden Beruf begreiflich nur während weniger Wochen im Jahre aus, gemeiniglich in den Monaten August und September; die übrige Zeit hindurch ist er Kleinbauer, Tagelöhner, im Herbst vielleicht Gemsenjäger, im Winter Weber, Holzschnitzler, Dorfhandwerker oder Waldarbeiter. Entweder durch Gemeindebeschluß oder durch das Gesetz ein- für allemal wird der Tag festgesetzt, von welchem an das Wildheuet erlaubt ist. Aus einer Haushaltung darf in der Regel nicht mehr als ein Mann gehen.

Um Mitternacht vor der Eröffnungsfrist zieht der Wildheuer aus; mit Tagesanbruch will er schon auf jener „Plangge" sein, die er sich als Ernteplatz auserwählt hat. Freudigen Mutes nimmt er Abschied von seinem „Heimet", von Weib und Kind, — vielleicht für ewig, — auf Nimmerwiedersehen. Die Sense, der Bergstock, die Fußeisen, ein Garn oder Tuch, um das zu gewinnende kurze Heu

darin zu den „Wildgaden" zu tragen, und ein Säcklein mit Lebensmitteln bilden die ganze fahrende Habe des armen Mannes. Mitunter folgte ihm eine Ziege als getreue Genossin und milchspendende Quelle in seine Einsamkeit. So geht's durch die Nacht fort, bergauf. Wie es dämmert, „juheit" er mit schmetternder Stimme in die schweigende Felsenwelt hinein, an welcher er auf schmalem Pfade emporklimmt. Weich modulierend wirft das Echo den dargebrachten Morgengruß zurück, und von verschiedenen Seiten, von nah und fern, antworten die Stimmen anderer Kameraden, die auf gleicher Bergfahrt begriffen sind. Es geschieht aus Ungeduld und Besorgnis, um auszukundschaften, ob ihm nicht ein anderer zuvorgekommen sei. Denn zu Schutz und Trutz muß der Wildheuer gerüstet sein, nicht nur gegen die Unwirtlichkeit der Gebirgsnatur, sondern auch gegen seinesgleichen, gegen den Konkurrenten seines Erwerbes, der ihm vielleicht den Platz streitig machen will. Da hat's schon blutige Kämpfe gesetzt, dicht am Abgrunde, da wo jeder unbewachte Tritt über die Schwelle zur Ewigkeit führen kann.

Das Heuen ist aber, außer den genannten, noch von anderen Fährlichkeiten bedroht. Schon mancher Wildheuer wurde von herabstürzenden Steinen erschlagen, die von höher gelegenen Felsenwänden abbröckelten; andere ereilte der Tod, wenn sie die vom schweren Gewitterregen urplötzlich hochangeschwellten Runsen durchwaten wollten, ausglitten und vom jagenden Wildwasser fortgerissen wurden. Oder jäher Schneefall, der auf Höhen von 6000 Fuß und darüber im Hochsommer keine seltene Erscheinung ist, überdeckt und verkittet die schmalen Felsenbänder binnen wenig Minuten dermaßen, daß über dieselben hinabzusteigen fast unmöglich wird. Und solche Quergurte sind an den vertikal-aufstrebenden Riesenkörpern der Berge meist die einzigen natürlichen Zugänge, deren der Wildheuer sich bedienen kann, um zu seinen „Fluhsätzen" oder „Bergbetten" zu gelangen.

Je wärmer und beständiger die Witterung im August und September ist, desto reichlicher fällt auch die Bergheuernte aus, und ineinandergerechnet vermag jeder Mann täglich wohl einen Zentner einzubringen. Er verdient damit etwa einen Tagelohn von 3 bis 4 Franken. Tritt aber stürmisches Wetter ein, weht der in der Höhe oft wildbrausende Wind das geschnittene Kammheu über die Wand hinab, dasselbe weit umher zerstreuend, oder schwemmen brausende Regengüsse dasselbe fort, dann ist freilich viel Gefahr und mühevolle Arbeit umsonst gewesen. Denn das Wildheu besteht größtenteils aus zarten, dünnstengeligen Kräutern und Gräsern von ungemein zierlichem Wuchse, eine wahre Liliputanervegetation gegenüber dem halmenreichen, hochgeschossenen, breitblätterigen „Feistheu" der Talwiesen.

Ist das Heu je vom einen zum anderen Tage glücklich gedörrt, so gilt's, dasselbe an einem tiefliegenden, besser zugänglichen Platze zu sammeln. Dieser Teil der Arbeit ist nicht minder beschwerlich und gefahrvoll, als der des Abmähens selbst. Wenn die Felsenwand, ob welcher der Heuplatz liegt, nicht zu hoch oder zerklüftet ist, dann wirft der Wildheuer die in grobe Leintücher oder Netze zusammengepackten „Burdenen" einfach hinab, steigt unbelastet hinterher und befördert alles an den Ort seiner Bestimmung. Ist aber der Felsenhang sehr tief, so daß durchs Werfen die schweren, fest zusammengeschnürten Bündel beim Auffallen zerplatzen könnten, oder ist die absinkende Fluh stark mit Gestrüpp und Knieholz bewachsen, in welchem das Ballot hängen bleiben könnte, dann hat der Wildheuer keine andere Wahl, als die zentnerschweren Lasten auf den Schultern hinabzutragen, — hinabzutragen auf Pfaden, die oft kaum Raum bieten, einen Fuß vor den andern zu setzen.

Man denke sich eine Felsenwand mehrere hundert Fuß fast lotrecht über der darunterliegenden, üppiggrünen Alpenterrasse aufsteigend und hoch droben auf

dem Felsengerüst die Wildheuplangge. Diese ungeheuere Strebemasse, gegen welche der größte Münster, das riesigste Bauwerk der Erde Spielzeug zu sein scheinen, besteht aus emporgerichteten, gleichsam auf die Kanten gestellten Schiefer-, Kalk- oder Dolomitschichten. Die Verwitterung hat in verschiedener Höhe einzelne Lagen abgeblättert, gebrochen und zu Tal gestürzt, so daß, gleichsam terrassiert, horizontal-geneigte Bruchkanten an der gewaltigen Front, wie Gesimse an einem Gebäude hinlaufen. Je nach der Dicke der abgebrochenen Schichten sind begreiflich auch diese Gesimse nur wenige Zoll oder Fuß breit und bilden jene „Felsenbänder", oder wenn sie bewachsen sind, sog. Grasbänder (Draie), die, vom Tal gesehen, gleich zarten, grünen Litzen die graue oder okerfarbige Felsenfront überspinnen. Es sind die Pfade des Gemsenjägers, des Wildheuers. Rechts wächst die Wand glatt, senkrecht in die Lüfte empor bis zum nächsten Rasenband oder bis zu den Gipfelzacken, — links sinkt sie eben so steil in die Tiefe nieder. Dazwischen liegt der Felsenweg, abschüssig, schlüpfrig, bröckelig, oft nur wenig Spannen breit. Frei kann das Auge über das große Talbild hinschweifen, wenn der Kopf schwindelfrei und an die gewaltigen Eindrücke gewöhnt ist; ein unseliger Blick in die erblauende Tiefe, — hinab auf die Gipfelpyramiden der Tannenwälder, die zu Moosdecken zusammengeschrumpft zu sein scheinen, — reißt den Mann mit magnetischer Kraft zum Todessturz.

Aber das Bergvolk ist so gewöhnt an die Größe und Majestät seiner Alpenwelt, so vertraut mit den entsetzlichen Schrecknissen der Gebirgsnatur, daß es da droben, wo jeder andere zittern würde, erst recht in seinem Elemente lebt und webt. Die meisten Unglücksfälle, welche beim Herabtragen sich ereignen, entstehen dadurch, daß der Träger mit seiner Bürde an irgendeinem Strauch oder Felsenvorsprung hängen bleibt, das Gleichgewicht verliert und stürzt. Schon frühzeitig nimmt der Vater den

Buben mit in die Berge, daß er sich gewöhnen lerne. Anfangs schreitet dieser wohl etwas befangen längs den Abgründen, hält sich am Gestein fest und läßt mit Herzklopfen, in bangender Neugier den Blick niedersinken auf die Waldnacht in den Tobeln, auf den tief drunten rauschenden Bergbach oder auf die silberblinkenden, steinbeschwerten Schindeldächer der Sennhütten, während der Alte, mit schwerer Last im Nacken, sichergewohnten Schrittes ihm folgt, überrechnend, ob er mit dem Ertrage seines Tagewerkes den Zins auf Martinstag werde decken können. Aber es macht dem Buben Freude, es ist der Durchbruch des zähen, trotzigen, nach Selbständigkeit ringenden Naturells, das allen Gebirgsvölkern eigen ist, die im Kampfe mit der sie umgebenden Natur groß werden. Welches Los harrt denn des Knaben? Muß er nicht das Handwerk des Vaters auch einst ergreifen? Ihm bleibt keine Wahl.

Weiter drunten, wo der Berg sich behaglich auszudehnen beginnt, am Fuße der Schreckenswände, stehen kleine Heuspeicher, kunstlose Holzhütten, — „Bargaun" nennt sie der romanische Graubündner, — „Gäden" der deutsche Schweizer; in diesen birgt der erntende Wagehals sein gewonnenes Wildheu den Herbst über, bis der Schlittweg des Winters ihm bequeme Gelegenheit gibt, die Vorräte vollends ins Tal hinabzubringen. Oft aber fehlen auch diese armseligen Nomadenmagazine, und vertrauend auf gut Glück und den Rechtlichkeitssinn seiner Nachbarn, speichert er die errungene Habe im Freien auf, wo einiger Schutz gegen Sturm und Unwetter ist. Solche „Heufeimen" werden um eingerammte Stangen festgetreten und mit großen Steinen beschwert. Nicht selten aber ist's der Fall, daß, wenn der arme Mann um Weihnachten sein gewonnenes Futter holen will, die Berghasen, oder anderes hungriges Wild, seine Vorräte halb aufgezehrt haben.

Im Winter, wenn dann Weg und Steg dick einge-

schneit sind und alle Felsenvorsprünge unter der großen, allgemeinen, weißen Decke verschwimmen, dann geht der Wildheuer mit seinem „Hornschlitten" auf dem Rücken, sobald der „Schnee trägt", d. h. sich festgesetzt und eine harte Kruste bekommen hat, hinauf zu seinen Magazinen, ladet einen derben „Schochen" festgeschnürt auf, stellt sich dann zwischen die hoch heraufgehenden Kufen an die Stirn seines Fahrzeuges, und dieses gleitend in Bewegung setzend, jagt er mit Lokomotivengeschwindigkeit über die Abhänge hinab. Auch dieser letzte Teil der sorgenvollen Arbeit ist noch mit großer Gefahr verbunden, weil gar häufig, wenn drunten im Tal alles pickelhart gefroren ist, in der Höhe weit mildere Lüfte wehen oder gar der warme Föhn regiert und dann Lawinen losbrechen, die den Mann samt seinem Geschirr begraben. Darum bereitet sich der Tiroler, wenn er mit seinen Gefährten zum „Hatzen oder Heuziehen" in die Berge geht, auf alle Schicksalsfälle vor, und ein gemeinsames Gebet eröffnet das bedrohliche Tagewerk. Glückt das oft wiederholte Wagestück, kehren alle wohlerhalten und frischen Sinnes heim, dann wird das Gelingen durch eine gemeinsame Zeche, das „Hatzermal" gefeiert.

Alpstubete oder Älplerfest.

O, unversiegbar bist du frischer Quell
Des Lebens, wie du sprudelst aus dem Volke,
Wenns nicht in Dämme künstlich eingezwängt,
Nein, frei hinrollt in selbstgeschaffnen Wegen.

Carl Morell.

Wie sich so manches in Sitten und Gebräuchen noch rein und ungeschminkt beim Gebirgsvolke erhalten hat, so sehen wir noch heute den kecken, muskelstrammen Burschen auf der Alp die Spiele üben, an denen sich die Altervăter vor Jahrhunderten ergötzten und ihrer Zeit ein kräftiges und unerschrockenes Geschlecht gaben.

Alpstubeten oder Dorfeten sind Hirtenfeste, die so alt sein mögen, als die Sennerei, die so lange bestehen, als die Herden zur Alp getrieben werden. Ihr Name ist eben so naiv und an die Anfänglichkeit der Zustände erinnernd, wie ihr Wesen und Verlauf heute noch ist. In jenen zerstreuten Gebirgsdörfern, die aus den allmählichen Ansiedlungen und Familienerweiterungen entstanden, die abseit der großen Handelswege und Verkehrsstraßen lagen, gab es bis in die jüngste Zeit, und gibt's sogar heute noch in Savoyen, Wallis, Graubünden und Tirol keine Wirtshäuser mit großen Lokalitäten. Die Alpenbauern kannten das Bedürfnis nicht, zu einem ihrer Nachbarn zu gehen, um bei demselben für Geld zu zechen; Geld überhaupt kursiert in manchen Bergdörfern fast das ganze Jahr nicht, weil Jeder selbst erzeugt, was er für sein Haus bedarf. Wohl aber stellte sich bei ihnen das Bedürfnis geselligen Lebens, freundnachbarlichen Besuches zum Zweck der Unterhaltung ein, und da es, wie gesagt, keine Gesellschaftshäuser in den Gebirgsorten gibt, so ging

man in die Stube des anderen, und diese Visite wurde eine „Stuberta" genannt. Diese Bezeichnung wurde aber auch ganz besonders auf jene Zusammenkünfte junger Leute angewendet, welche zu Spiel, Gesang und Tanz sich in der größten oder am bequemsten gelegenen Stube eines Nachbarn zusammenfanden, und diese improvisierten Gesellschaften bestehen überall in den Alpen und im Schwarzwalde noch. Sie sind nun keineswegs immer so harmlosen, idyllischen Charakters, diese eigentlichen Stubenzusammenkünfte, wie man behaupten will, sondern sie sind vielseitig Ursache immer größerer Entsittlichung des Volkes.

Anders verhält sich's mit unseren Alpfesten, auf welche man, da es gleichfalls Besuche und Vergnügungsanlässe, wie die drunten im Dorfe, sind, auch den gleichen Namen übertrug. Der Tag ihrer Feier steht ebenso fest wie der eines Kalender-Heiligen, und hängt, wie schon bemerkt wurde, in den katholischen Gebirgsgegenden meist mit der Feier eines Patronatsfestes zusammen. Alles Bergvolk, das während des Sommers sich mehr vereinsamt fühlt als zu jeder anderen Jahreszeit, weil die Hälfte droben in den Alpen, die andere Hälfte drunten im Tale lebt, strömt nun mit Ungeduld dem allgemeinen Sammelplatze zu, hört Predigt und Messe herkömmlich an, und wenn dieser althergebrachten Sitte Genüge getan ist, dann werden alle geistigen und geistlichen Gedanken für diesen Tag quittiert, — die kommenden Stunden gehören nur der ausgelassensten Freude. Alles Volk prangt im Sonntagsstaat, in hellen, leuchtenden Farben. Dazwischen mangelt's nicht, daß auch ein Senn im Ehrenkleid der Stallarbeit, wenn nicht zum Schmuck, doch zur malerischen Ergänzung der Gruppen, sich zwischen den Festgenossen bewegt. Unter lautem Jubelruf und johlendem Jauren und „Löcklen", daß die Bergwände es gellend widerhallen und die Lüfte von klingender Freude erfüllt sind, springt nun jeder Sennbub mit dem Mädchen seiner Neigung zu

den umliegenden Sennhütten. Hier ist schon alles auf den Besuch vorbereitet; Krapfen und Küchli, Birnenweggen und geschwungener Nidel (zu Schaum geschlagener fetter Rahm), feines, weißes Weizenbrod und Wein, genug, was des Alpensohnes Kunst vermag, wird hier in Menge zum fröhlichen Mahl aufgetischt. Das ist ein Scherzen und Kosen, ein Föppeln und Necken, mitunter weidlich derb und unglimpflich, wie's eben Sitte ist da droben.

Noch einmal trennt sich das junge Volk. Die Mädchen ziehen scharenweise singend umher, suchen die bekannten Stellen auf und zwingen die Gnomen der Felsenwände, durch alle Tonarten hindurch ihnen als Echo zu sekundieren. Es ist der vollendetste Übermut, die aufs äußerste gespannte Elastizität des Humors und der Freudenbegierde, die sich zu entladen bestrebt und nun jeden Anlaß benutzt, um das Überselige der Stimmung zu betätigen.

Die Sonne steht hoch! Der Himmel strotzt im tiefsten Blau des unendlichen Äthers! Da jauchzt es aus jedem Winkel hervor, von allen Halden herab. Wo irgendeine Hütte hinterm Tannenschopf verborgen liegt, oder wo es über einen Bühel hinaufführt in ein anderes Berggut, oder der schmale, schlängelnde Pfad hinüberläuft übers Tobel zur Nachbaralp, von allen Seiten strömt's herbei das genußdurstige Volk, elektrische Freudenblitze durch die Lüfte schleudernd. Hei! drunten auf dem Plan der Bergwiese, welch ein Gedränge, welch wogendes, schwirrendes Durcheinander! Da ist das Fest im vollsten Gange schon. „Wer gerne tanzt, dem ist leicht gepfiffen!" Erhöht auf einem Felsenblock hat ein Orchester seine Kunstwerkstätte aufgeschlagen. Zwei Musikanten sind's, die hemdärmelig dem Volke neckische Weisen aufspielen. Der eine hat das Hackbrett auf den Knieen, den Urgroßvater aller pianistischen Instrumente, dessen Saiten er mit dem Stahlstäbchen hellschwirrende Metalltöne in kecken, zuckenden Rhythmen entlockt. Sein Sekundant ist ein Geiger, ebenso ein origineller Kauz; voll Witz und sprudelndem

Humor schmückt er die ohnehin schon herausfordernd-mutwillige Melodie noch mit Schnicken und Schnacken aus, lebt und zappelt am ganzen Körper, und stampft mit den Füßen metrisch den Takt zu seinen musikalischen Arabesken. Der arme Narr schwitzt über und über, und um bei seiner schweren Arbeit wenigstens einigen Schutz zu haben, hat er den Baldachin eines großen, rotbaumwollenen Familienregenschirmes, an einen langen Stock gebunden, hinter sich aufgerichtet, in dessen leuchtendem Schatten er sein Tagewerk vollbringt.

Just so ist's dem Volke recht; das ist die Musik, die es sucht und haben will. Stellt ihm die Virtuosen einer fürstlichen Kapelle hin; — mit aller ihrer Präzision und Glockenreinheit im Spiel vermögen sie es nicht, das sinnenberauschte Alpenvölklein so auf dieser zitternden Höhe der Glückseligkeit zu erhalten und zu balancieren, als der verschmitzte, diabolisch-anspannende Dorfgeiger. — Und nun der Reigentanz selbst, der uralte, den heute noch die Indianer und wilden Völker bei ihren Festen tanzen, der große, runde Ring von Menschenarmen, die, zu einer Kette verschlungen, den braunbemoosten Felsenklotz umjauchzen. Was ist das noch ein primitives Springen und Bewegen im Vergleich mit dem ästhetisch-feenhaften Schweben der Kunsttänze auf unseren Bällen! Und dennoch ist Grazie und Anmut darin, weil Natürlichkeit aus jeder Körperwendung schaut. Die Buben haben sich bei den Händen gefaßt, in jeder solcher männlichen Armfessel lehnt, sich sicher wiegend, die Sennerin, indem sie ihre Arme leicht und nachlässig auf die Schultern ihrer beiden Tanznachbarn legt. Es liegt eine schelmische Koketterie in diesem Geflecht, die ungemeinen Reiz hat und wellenhaft schöne Formen darbietet. Daneben werden Extratouren gegeben. Ein Bursch, dem's in den Füßen zittert und zuckt, als ob ein galvanischer Strom ihn durchbrause, hat seine Tänzerin mit beiden Händen beim Mieder gefaßt, rundwirbelt kreiselartig auf einem Plätzchen, das eben

groß genug ist, um vier menschlichen Füßen Raum zu gewähren, durchbohrt die Lüfte mit seinen maifrischen Jauchzern und schwingt das lachende Alpenkind hoch über sich wie Spielzeug seiner rosigsten Laune.

So gaukelt und braust es durcheinander, ein im Entstehen sich schon wieder verzehrendes Bild.

Das ist der innere Kern, das Zentrum der Freude und Lust. Mit reichen, lebensvollen Gruppen ist diese große Szene eingefaßt. Auch die Kühe sind herzugekommen und starren mit verwunderten Augen hinein in das Gedränge, das ihrem stillen Tempe sonst so fremd ist. Durch lautes Blöken geben sie ihre Teilnahme zu erkennen; soll's ein Protest sein, daß man ihren kräuterreichen Futterboden so übermütig zerstampft, oder sind's Beifallbezeigungen in der Kuhsprache! Der Gaumer, der sich an einem Glase Wein ergötzt hatte, gestattet aber solche familiäre Einmischung der Haustiere nicht und jagt die mit gestrecktem Schweif zurückgaloppierenden Tiere wieder auf das ihnen zur Weide angewiesene Terrain.

Endlich lechzt und schnauft und fieberglüht der ganze Kreis unter dem Druck der sengenden Strahlen, — der Regenschirmgeiger und der „Hackbrettli-Ma", die Buben und Mädchen müssen rasten vom übermaß der Lust.

Da zieht ein neuer Kreis, den wir bisher nicht beachtet hatten, unsere volle Aufmerksamkeit auf sich. Ein großer, schwerer Zentnerstein fliegt durch die Luft und fällt dumpf dröhnend auf den Boden, gellendes Gelächter folgt. Das sind die Kraftproben im Steinstoßen, dieses wiederum uralte Älplerspiel, eine Mahnung an die rollenden Felsenblöcke in den Schlachten am Morgarten und am Stoß, die in die kampfgerüsteten Züge der Ritter und Reisigen schmetterten und sie zu Boden warfen. Hier ist's nur Scherz, fast nur ein Kinderspiel im großen, und doch bekundet es den streitbaren, männlich sich rüstenden Geist, der in diesem Bergvolke lebt und webt. Mit festen Händen umspannt der Senn den Laststein, hebt ihn scheinbar

leicht sich auf die Schulter, während die innere Fläche der rechten Hand ihn eigentlich trägt. Das Ziel, das er im Wurfe erreichen will, ist etwa ein Dutzend Schritte vor ihm abgesteckt. Im wiegenden Schwanken des Oberkörpers sucht er den rechten Augenblick abzupassen, und plötzlich den Arm ausstoßend wirft er den Stein dem Ziele zu. Es gilt gewöhnlich eine Wette, die durch ein halbes (Maß) Wein ausgeglichen wird.

Turnübungen wurden von den Älplern naturalistisch schon Jahrhunderte lang exerziert, bevor Jahn und Maßmann auf der Hasenheide die ersten Lektionen gaben. Das Klettertalent der Geißbuben ist ebenso alt als ihr Stand, und von der Sicherheit des Schusses legte Wilhelm Tell schon vor mehr als 500 Jahren eine historisch gewordene Probe ab. Die unterhaltendste aber von allen Turnerfähigkeiten können wir auf unserem heutigen Älplerfeste sehen; es ist das „Schwingen" oder der „Hosenlupf". Im Lande Appenzell sind sie unmittelbar im Gefolge einer Alpstubete; im Entlibuch und Emmental, im Berner Oberlande und im Kanton Unterwalden bestehen sie als selbsteigene Volksfeste, die aber ebenso wie dort die Stubeten ihre unabänderlich festen Tage haben. So finden deren auf der Wengenalp und auf der Großen-Scheideck am Fuße des Wetterhornes statt, — jenes von den Grindelwaldern und Lauterbrunnern, dieses von den Grindelwaldern und Bewohnern des Haslitales besucht. Gewöhnlich ist's auf einer Gränzalp, zu der von beiden Talseiten die kampfeslustigen Jünglinge hinaufsteigen. Denn es kommt darauf an, daß zwischen den Parteien zweier Talschaften die eine den Sieg über die andere erringe. Begreiflich ist's, daß die, welche das letztemal mit Ruhm gekrönt vom Platze ging, diesen Ruhm nun nicht einbüßen mag und alle ihre besten Kräfte aufbietet, das äußerste zu leisten, was immerhin nur möglich ist. Die jüngsthin überwundene Partei jedoch strebt diesmal die ihr angetane Schmach zu rächen und heute als Sieger den Platz zu verlassen.

Sowie ein solches Schwingen um die Wege ist, ziehen sich die Burschen, welche mit zu kämpfen gedenken, von den strengsten Arbeiten zurück, pflegen den Körper und genießen kräftige Speisen und Getränke. Ist nun der Schwingtag erschienen, so finden sich die Kämpen beider Seiten in einem Wirtshause ein. Jeder sucht sich von der Gegenpartei seinen Mann aus, mit dem er einen Gang zu unternehmen wünscht, und in herzlichster Freundschaft und Eintracht zechen sie gemeinschaftlich, einander wacker zutrinkend. Die Stunde ruft. Arm in Arm, vorauf Musik, ziehen die Gegner, paarweise zum Zuge geschart, zum Schwingplatz, wo ihrer schon ein großer Haufen Volkes wartet. Das Kampfgericht, von alten kundigen Vertrauensmännern gebildet, ist schon gewählt. All' das übrige Volk formiert nun einen großen Ring, in dessen Mitte die Kämpfer stehen. Sie haben sich's bequem gemacht; das Hemd und die Schwinghose sind die einzigen Kleidungsstücke, welche sie auf dem Leibe tragen. Die Schwinghose besteht aus festem, derbem Drill, der dauerhaft genäht sein muß. Sie wird über die nackten Füße und Kniee bis auf die halben Schenkel fest heraufgerollt, und hat am Gurt um die Taille einen Wulst zum Anfassen. So ausgerüstet treten die Ringer paarweise an. Der selbstgewählte Obmann ordnet die Reihenfolge an, in welcher die Paare miteinander zu kämpfen haben; — zuvörderst die Schwächeren und dann, steigend, die Stärkeren, Robusteren. Allgemeine Schwingregeln bestehen bei allen Alpenbewohnern. Zuerst bieten beide Parteien treuherzig sich die Hand, um öffentlich zu bekunden, daß keiner Haß und Groll gegen den anderen im Herzen trage, und daß das Schwingen ein freies, freundliches sein solle. Der Hemdkragen ist geöffnet, damit dem Atmen kein Hindernis beschwerlich falle; die Hemdärmel sind bis über den Ellenbogen hinaufgerollt, so daß die Arme entblößt sich um so leichter bewegen können. An der ganzen Kleidung soll, altem Herkommen gemäß, nichts Geschnürtes bleiben, über-

haupt der eine wie der andere im Anzuge sein, weil bei längerem, hartnäckigem Kampfe irgendeine Kleinigkeit durch früheres Ermüden den Ausschlag geben könnte. So vorbereitet tritt das erste Paar in den Kreis; Freude, Heiterkeit, Zuversicht, Kampfeslust leuchten aus den Augen. In aller Ruhe erfolgt das Zusammengreifen, d. h. ein jeder schlägt seine rechte Hand fest in den Taillengurt des Gegners, die linke in den aufgerollten Hosenwulst am rechten Schenkel des anderen, oder wie's im Entlibuch heißt, „ins Gestöß". Alle falschen und betrügerischen Praktiken sind streng untersagt, wohin namentlich auch gehört, den Gurt mit Talg einzureiben, weil dann der Gegner keinen festen Halt hat. Das „Zusammengreifen" geschieht je nach Belieben stehend oder knieend, die Köpfe beider je auf des Gegners rechter Schulter liegend. Sind's nun zwei recht geübte Ringer, so treiben sie, im taktmäßigen Hin- und Herwogen, sich mehrere Minuten lang im Kreise umher; keiner von beiden versucht den ersten Kunstgriff oder Schwung, bevor er nicht den rechten Moment gekommen glaubt. Weil ein jeder sich auf der Defensive hält, so erwartet er von Augenblick zu Augenblick des Gegners unvermuteten Angriff und hat vorläufig seine ganze Aufmerksamkeit darauf gerichtet, fest zu stehen. Die kleinste Blöße, die geringste Schwäche, vom Gegner wahrgenommen, benutzt dieser sofort zu einem energischen Schwung oder Zug. Es begegnet aber auch, daß beide solange aufeinander „dusen" (wie es im Entlibuch heißt), daß sie ermattet voneinander ablassen, sich auf den kühlen Rasen werfen, um zu verschnaufen, brüderlich ein Glas Wein selbander trinken zur neuen Stärkung, die Hände mit Erde reiben, um die Haut rauher zu machen. Während des „Dusens" herrscht lautlose Stille im Kreise; alle lauschen gespannt auf den ersten Schwung, und sowie dieser erfolgt und nun das verzweifelte Ringen, das Beinstellen und Anziehen, das Heben und Drängen

beginnt, da folgen mit fieberhafter Hast, mit jagenden Blicken, mit klopfendem Herzen die Zuschauer beiden Parteien allen Bewegungen. Halblaute Rufe, Anfeuerungen begleiten den Kampf, bis plötzlich durch eine einzige Wendung, durch einen unvermuteten Griff und Zug der eine des anderen Herr und Meister wird und ihn zu Boden wirft. Diese einmalige Überwindung entscheidet indessen den Sieg noch nicht. „Eines Mannes Red ist keine Red, man muß sie hören alle beed!" Nach diesem Grundsatz wird dem Überwundenen nochmals Gelegenheit gegeben, seine Ringerehre zu retten, und nicht selten ist's der Fall, daß diesmal das Glück auf seiner Seite ist. Nur wer zweimal seinen Gegner auf den Rücken wirft, ist wirklich Sieger.

Kämpfen nun die Schwinger zweier Talschaften miteinander für die Ehre ihrer Partei, z. B. die Unterwaldner und Haslithaler auf der Alp Breitenfeld ob Meyringen, oder die Entlibucher und Emmenthaler am Schüpferberg oder auf Ennetegg, — so tritt aus der Partei des zuletzt Gefallenen der Ersatzmann heraus und versucht seine frischen Kräfte an dem, der im vorhergehenden Gange Sieger blieb, dessen Kräfte jedoch schon ziemlich angegriffen sind. Diese Reihenfolge wird besonders fest innegehalten, wenn um einen ausgesetzten Preis gekämpft wird. Ist's indessen nur ein Schwinget gewöhnlicher Art, so treten überhaupt eine beliebige Anzahl Ringer aus zwei verschiedenen Pfarrgemeinden auf, die ihre Kräfte miteinander messen.

Ist's jedoch der Fall, daß bei einem solennen Schwinget die stärksten und gewandtesten Kämpfer beider Parteien die letzten sind und jede Talschaft ihre endliche und entscheidende Siegeshoffnung auf ihren Mann setzt, es also gilt, die Ehre des Tages für eine ganze große Gemeinde zu retten, so entfaltet sich mitunter ein Schauspiel eigener Art. Beide Ringer, einander fürchtend, suchen sich nur defensiv zu verhalten, jeder nur seinen

Fall zu verhüten und dadurch den Sieg des Gegners unmöglich zu machen. Dann weichen beide in der Regel von der gewöhnlichen Schwingart ab. Sowie die beiden Gymnasten sich ordnungsmäßig gefaßt haben, lassen sie sich, der eine genau die Stellung des anderen abmessend, aufs rechte Knie nieder und entfernen sich mit dem ganzen Unterkörper, so weit es Griff und Muskelanspannung erlauben, voneinander. Fürchtet der eine auf diese Art von seinem Gegner mit übermächtiger Gewalt dennoch gelüpft zu werden, so legt er sich platt auf den Bauch, worin ihm dann auch der Mitkämpfer folgen muß. In solch unnatürlicher Stellung martern beide einander oft eine halbe Stunde lang, winden sich am Boden wie kriechende Schlangen, und spannen Sehnen und Muskeln so übermäßig an, daß von dem furchtbaren Kraftaufwande das Antlitz braunrot erscheint. Vermag nun keiner durch Ausdauer, Kraftübermaß oder List den Gegner zu bewältigen, so stehen sie endlich freiwillig, aber zum Tode erschöpft, vom Kampfplatz auf, bekennen einander mit traulichem Handschlag gegenseitig ihre Männerstärke, und keine Partei kann sich des Tagessieges rühmen. — Sie ist wild, ja fast barbarisch, diese Kundgebung der physischen Kraft; aber sie legt Zeugnis ab für ein männliches, kampfbereites Volk, für ein Geschlecht, das nicht verweichlicht ist und noch Mut und Ausdauer genug besitzt, für seine Ehre, seine Freiheit und sein Vaterland mit äußerster Entschlossenheit zu kämpfen.

Der originellste Lupf, soweit überhaupt diese Kraftprobe volkstümlich exerziert wird, findet im Refektorium des Kapuzinerklosters zu Appenzell im Beisein der Mönche statt. Im Herbst nämlich bringen an einem bestimmten Tage junge kräftige Burschen von nah und fern Naturallieferungen an Wein, Früchten, Holz usw. dem Kloster freiwillig dar. Für diese Geschenke nun lassen die Mönche den Lieferanten eine feste Mahlzeit verabfolgen,

und als Dessert, wenn die Tische hinausgeräumt sind, wird zur Ergötzung der Konventualen im Refektorium von den Burschen ein Schwingen zum besten gegeben. Die Mönche stehen auf Tischen und Stühlen, nehmen den lebhaftesten Anteil an dem Verlaufe des Zweikampfes und lachen oft so drastisch, daß die Schwinger über das Gelächter der Mönche selbst ins Lachen geraten und kampfesunfähig werden. — Diese Klosterarena ist so landesbekannt, daß sich die Burschen das Jahr über nicht nur wegen Streitigkeiten auf den „Kloster-Lupf" laden, sondern recht herkulischstarke, junge Männer „jedem im ganzen Lande ausbieten", d. h., einen jeden, der sich mit ihnen messen will, einladen, im Kloster zu Appenzell am genannten Tage zu erscheinen.

Der Rest des Tages verläuft auf einer Alpstubeten, wie er begonnen, nur daß die Freude, statt zu sinken, sich noch steigert.

> Bald versinkt die Sonne; des Waldes Riesen
> Heben höher sich in die Lüfte, um noch
> Mit des Abends flüchtigen Rosen sich ihr
> Haupt zu bekränzen.

In ungetrübter Glückseligkeit hüpft jedes Mädchen an ihres Buben Hand, über Stock und Stein, hinab ins Tal.

Dorfleben im Gebirge.

Im Dorfe wohnt ein friedlich-still Geschlecht,
Das, weil es nie des Glückes Gunst erfährt,
Auch nicht des Glückes Launen fürchten darf, —
Das tausend Dinge, die die Stadtbewohner
Zu ihrer Qual besitzen, gar nicht kennt, —
Und dessen Schicksal, meistens an den Gang
Der stets ausgleichenden Natur gebunden,
Wenns leicht verwundet, schnell auch wieder heilt.

Mit dem Dorfleben im Gebirge geht's fast ebenso, wie mit der geträumten Poesie des Sennenlebens auf den Alpen; man denkt sich dasselbe in gewissen Beziehungen viel idealromantischer, als es in Wirklichkeit ist. Der schwärmende Besucher aus dem Flachlande, dem alle Reiseannehmlichkeiten zu Gebote stehen, nimmt nur den wonnigen, berauschenden Eindruck der sommerlichen, duftblauen Morgenlandschaft in ihrer Totalität, oder den beseligenden Abendfrieden mit seinen wunderheimlichen Staffagen aus dem Alpentale mit hinweg, und überträgt diese Sättigung seiner Gefühlsbedürfnisse nun auf das Dorf, in welchem er weilte, auf seine Bewohner und deren erwerbliche und gesellige Zustände, ohne dieselben in ihren inneren Verhältnissen und Beziehungen eigentlich kennen gelernt zu haben; er konstruiert sich unter Zuhilfenahme des Vorhandenen ein ideales Alpendorf aus den Phantasien, welche in glücklichen Stunden ihn umranken, und schafft dadurch ein Ding, welches in Wirklichkeit nicht existiert.

Der Alpenbauer, wie wir ihn bereits in einzelnen Umrissen kennen lernten, ist allenthalben, diesseit und jenseit des Gebirges, ein ungemein derber, höchst prosaischer Mensch, der sich beim ersten Anblick (vielleicht

Tracht und Haltung ausgenommen) wenig vom Bauer des Flachlandes unterscheiden würde, wenn hinter seiner Nüchternheit und in seiner Prosa nicht ein weit kernigeres Naturell eine gewisse urwüchsige Originalität, man möchte fast sagen ein klassischer Ernst steckte. Er ist bei weitem nicht so dressiert und gehobelt wie ein großer Teil der agrikolen Bauern, die durch ihre fortwährende Beziehung zum Stadtleben viel von diesem gelernt und aufgenommen haben; aber eben darum ist er auch wahrer, ursprünglicher und trägt weniger fremdes Wesen in sich als jener. Es ist die Eigentümlichkeit, die bei jedem Gebirgsvolke gegenüber dem Flachlandsbewohner, heraustritt; das patriarchalische Moment, getragen und gehoben durch die kräftigere, präzisere Ausdrucksweise, die wiederum ein Resultat der Einwirkungen jener imposanten, oft furchtbar-erhabenen Natur sind. Sie stählt und kräftigt nicht nur den Körper, sondern auch den Charakter des Volkes, das, unbekannt mit den im Sturme sich häufenden, täglich neuen Bedürfnissen der großen Welt, genügsam in seinen Lebensansprüchen ist und in einer Altherkömmlichkeit der Sitten und Gebräuche verharrt, die, eben ihrer uns fremd gewordenen Altertümlichkeit halber, uns auffallen und anheimeln.

Diesen ungekünstelten, naturgemäßen Lebensformen begegnen wir zunächst und am Unmittelbarsten an dem uns fremden Habitus der Häuser. Sie sind ein integrierender Teil der uns entzückenden Landschaft und beleben dieselbe durch ihre weit über die Matten zerstreute Lage ungemein. Dennoch aber würden sie den malerischen, poetischen Effekt nicht erreichen, wenn wir an ihnen nur eben wieder den uns bekannten, geraden Linien, den äußerlichen Merkmalen der modernen Tieflandsarchitektur und den nüchternen, weißen Anstrichfarben begegneten. Die Wohnungen in den Alpendörfern sehen nicht aus wie Kunstgebilde von Menschenhand, — sie scheinen mit den Bergen und Bäumen aus der Erde

gewachsen zu sein. Da ist noch die saftige, weiche, braune Holzfarbe, wie sie die Natur den Stämmen selbst verlieh, da sind die silberglänzenden Schindeldächer, auf denen schwere bemooste Steine lasten, die trotzenden Hüter gegen den wilden Föhn. Breit und niedrig steht es da, das Berghaus, als ob's vom jahrelangen Druck der Steine und des Schnees halb in den Boden versenkt wäre; aber gerade diese behäbige, lagernde Breite gibt ihm eine unendlich wohltätige Ruhe, die der erhabenen Einfalt und Stille der Alpenwelt entspricht. So vorteilhaft nun diese Häuser in der landschaftlichen Komposition wirken, so wenig würde deren innere Verfassung und Einrichtung den Besucher befriedigen. Die mehr oder minder allen Hirtenvölkern eigene geringe Sorgfalt für die Reinlichkeit ihrer Wohnungen zerstört jede idyllische Illusion. — Über alle Begriffe einfach ist der Hausrat; ein großer Teil desselben ist Produkt eigener Handfertigkeit, und es gibt noch manches Dorf der inneren Alpen, in denen das eiserne Türschloß noch keine Aufnahme und Anwendung gefunden hat und der brennende Kienspahn die Stelle des Talglichtes oder der Öllampe vertreten muß. Dem Rauch vom Herd und Ofen ist kein Kaminweg angewiesen, durch den er seinen Ausgang suchen muß; in vielen Berghäusern geht die Schornsteinleitung bis in den Bodenraum, und dort dampft es dann durch alle Luken und Spalten des Daches hinaus. Menschen und Vieh leben und gedeihen gemeinsam im gleichen Hause; die Stallungen nehmen meist einen wesentlichen Teil desselben ein und schützen durch ihre natürliche Wärme im strengen Winter gegen die scharfe Kälte.

Betritt man dann des Alpendorfs Kirchlein, so ist's auch hier wieder, als ob man einen Riesenschritt zurück ins graue Mittelalter machte. Die meisten sind im Bau Urtypen der Einfachheit und verraten kaum, aus welcher Zeit sie stammen, welchem Stil sie angehören. Das Innere hat einst die fromme Einfalt mit allerlei Zieraten oder

die Hand eines wandernden Malerdilettanten mit Bildwerk aus dem Leben des Ortspatrons oder anderen Heiligenlegenden geschmückt, in denen gewöhnlich der Teufel mit Hörnern und Pferdefuß eine hauptsächliche Rolle spielt; da ist's denn nicht selten der Fall, daß die liebe Dorfjugend an diesen höllischen Mißgestalten ihren Zorn ausgelassen und den Herrn Satan im heiligen Glaubenseifer ganz zerkratzt hat. Oder man findet plötzlich, zu seiner großen Überraschung, ein neues, von tüchtigem Künstler gemaltes Altarblatt und hört bei weiterer Nachfrage, daß ein Münchener oder Düsseldorfer Maler, der einen ganzen Sommer lang im Wirtshäusle des Dorfes logiert, dies Bild gemalt und dem Kirchlein geschenkt habe. — Indessen gibt's auch Alpendörfer, ganz versteckt, zu hinterst im Tal, die Gotteshäuser haben, groß, edel im Stil, sogar prunkvoll in der Ausführung, mit Marmorsäulen und trefflichen Bildschnitzereien, — Kirchen, die jene mancher ehemaligen Reichsstadt weit übertreffen. Entweder steht oder stand ein Kloster dort, welches aus seinem wohlgespickten Säckel und unter Beihilfe der diensteigenen Talleute den überraschendschönen Bau herstellte, — oder es lebte einst in diesem von der Welt abgeschiedenen Alpenwinkel ein Mann, der seine Nachbarn zu solch' großem Werk zu entflammen wußte, daß alle Hand anlegten, bis das Gebäude vollendet dastand. — Die Herrschaft der äußersten Gegensätze, die in den Alpen allenthalben zutage tritt, zeigt sich auch hier.

Und nun das Leben selbst in diesen Dörfern, in diesen großen Einsiedeleien Zentral-Europas, — wie tritt auch hier uns wieder so viel Uranfänglicheinfaches entgegen! — Ohne Beistand der Wehmutter, ohne ärztliche Hilfe, treten die meisten Alpenbewohner in den Kreis ihrer Familie ein. Die erste Pflege, welche ihnen wird, steht nicht selten weit unter jener, mit der die wilde Bärenmutter ihre Jungen instinktiv versorgt und hegt und schützt. Nicht wenig Gegenden im Alpenlande sind's, deren Bewohner

den Kindersegen als eine große materielle Last betrachten; denn ist's die Armut allein, welche die wandernde Savoyardenjugend in die ferne, fremde Welt, ohne Schutz, ohne Anhalt, ohne Mittel hinausjagt und ihrem Schicksal preisgibt, — oder ist's nicht vielmehr das beinahe vertrocknete Gemüt, das selbst zu Fels und Stein gewordene Elternherz, das diesen zur Volksgewohnheit gewordenen Akt immer wieder erneuert? — Aus diesem Grunde ist auch der Akt der Taufe in vielen Gegenden der Alpen durchaus kein Familienfest. Und wiederum liegt der äußerste Gegensatz dicht daneben. Dort, wo das Volk, sei es aus Glaubenseifer und Überzeugung, oder gedrängt von der Notwendigkeit, Wert auf das Sakrament der Taufe legt, finden oft weite Wanderungen bis zur Kirche der Gemeinde mit dem erst wenige Tage alten Kindlein statt; denn Haustaufen sind in den Alpen unbekannt, und nicht jedes Dorf, nicht jeder weit in einem Seitental gelegene Weiler oder Hof hat seine eigene Kirche. Die evangelischen Walliser gingen, als vor einigen Jahrhunderten nach der Reformation ringsum das katholische Glaubensbekenntnis wieder angenommen wurde, mit ihren Täuflingen über Schnee und Eis, wohl 6 bis 7 Stunden weit, nach dem protestantischen Grindelwald, um dort vom Pfarrer ihres Glaubens die kirchliche Weihe über die Aufnahme ihrer Kinder in den Bund der Christenheit sprechen zu lassen, — einen Weg, den heutzutage der kühnste Berggänger kaum zurückzulegen sich getraut, weil alles furchtbar vergletschert und von Firnschründen zerrissen ist. Da zeigt sich eben wieder die Kraft und Konsequenz des Älplers, — der Ernst und die Ausdauer, der feste Wille und der Mut nicht nur in Dingen des alltäglichen Müssens und Sollens, sondern auch in Sachen eigenen Entschlusses, eigener, freier Meinung; so zäh wie er in seinen physischen Anstrengungen ist, ebenso nachhaltig ist er auch in den Resultaten seines Nachdenkens, seiner Willensfreiheit.

Fast lediglich der natürlichen Körperentwicklung überlassen, wächst nun das Kind, halbnackend, unter und mit den Tieren des Hauses auf. Während der besseren Jahreszeit ist sein Tummelplatz auf der schwellenden Matte, welche das „Heimet" umgibt, im Walde und ob jäher Felsenfluh, immer umgeben von tausend Gefahren — hier des Sturzes in den Wildbach und des Zerschmettertwerdens durch Steinschläge, dort des Ertrinkens im See oder der Vergiftung durch Beeren und Pflanzen; aber wie nicht der Friede, sondern der Krieg seine Helden großzieht, so dienen auch alle diese der zarten Jugend drohenden Schrecknisse nur dazu, das Alpenkind für sein ihm bestimmtes Los im Leben vorzubereiten und zu kräftigen. Es müßte allenthalben ein spartanisch-männlicher, eisenfester Volksschlag erwachsen, wenn nicht vielseitig die gänzlich vernachlässigte Hautkultur und das Leben in engen, oft mit pestartigverdorbener Luft gefüllten, während des Winters überheizten Stuben einer gesunden, normalen Körperausbildung wesentlich hindernd entgegenträten. Darum in einzelnen Gebirgsgegenden, wo noch andere beeinflussende Faktoren mitwirken, die auffallende Menge von Kretins, blödsinnigen und nur halb entwickelten Menschen. Die Schule quält den jungen Weltbürger der Alpen mit Wissensbelästigungen herzlich wenig; drei bis vier Elementarfächer, innerhalb der engsten Grenzen, genügen, um die Basis für den geistigen Horizont des ganzen Lebens zu legen, — alles übrige muß die Praxis späterer Jahre lehren. Und diese Schulzeit, — o nachahmungswürdiges Beispiel, Seligkeitsgedanke der unterrichtsfeindlichen, stundenschwänzenden Jugend, — dauert jährlich nur sechs Wintermonate; den ganzen schönen, langen Sommer über, von Ostern bis Michaeli, sind Ferien, — Ferien für Lehrer und Schüler. Was von den Gehirnnerven während des Winters dürftig aufgesogen und von den zugespitzten Fingern technisch erlernt wurde, hilft das freie, ungebundene Sommerleben

innerhalb der Berge und an den kräuterduftenden Halden glücklich wieder verschwitzen; nur einige Zahlenreste für die Haus- und Marktarithmetik, etwas Lesefertigkeit und die oft schwer entzifferbaren Hieroglyphen der Namensunterschrift, sind in sehr vielen Fällen die ganzen für die Zukunft eroberten Schätze der Schulweisheit. Und unter welchen erschwerenden Umständen werden diese geringen Fertigkeiten gewonnen? — Der Lehrer, — armer Mann! — er steht, was sein Honorar betrifft, gewöhnlich mit dem Hirten auf gleicher Höhe des Einkommens, — nicht selten im Gehalt noch unter diesem; er ist ein wandernder Scholarch, der sehen mag, wo ihm die Vorsehung zur Sommerszeit ein anderes Brot beschert, — der, wenn er selbst ein kleines Häuschen und Land nebst einigen Stücken Vieh besitzt, die unterrichtsfreie Zeit mit Land- und Handarbeit ausfüllt. In mehr als hundert Dörfern gibt's gar kein Schulhaus; ein kleines Zimmer in des Pfarrers Wohnung oder beim Kaplan, wo kaum die Hälfte der Kinder Raum zum Sitzen findet, muß dessen Stelle vertreten. Der Schulmeister hat dann ein Schlafkämmerlein im gleichen Hause oder wo es sonst Platz für ihn gibt, und hospitiert heute hier, morgen dort am Mittagstisch der Bauern. Die Kinder aber kommen oft eine Stunde weit in Schnee und wildem Wetter zur Schule.

Tritt nun der Knabe ins Leben ein, so hängt, wie überall, seine Zukunft von der Eltern Besitz, von der Zahl seiner Geschwister und hundert anderen Umständen ab. Gar mancher arme Bube, der einst Ziegen hütete und wenig mehr als seine Kleidung sein Eigentum nannte, gelangte dennoch zu Reichtum und Gütern. Da sind vor allen die Graubündner ein wunderbar spekulatives Volk. Das große, schwach bevölkerte Land sendet alljährlich eine namhafte Zahl seiner Angehörigen ins Ausland, damit sie dort ihr Brot erwerben. Was ihnen daheim am mindesten geboten wird, Zucker und Leckereien, das legt den Grund bei vielen zu nicht geringem Wohl-

stand. Als arme Knaben wandern sie, mit dürftigem Zehrpfennig und einer Reiseempfehlung ausgerüstet, weit nach Italien, Rußland, Deutschland und Frankreich, um bei einem dort etablierten Konditor als Helfershelfer und junger Dienstknecht einzutreten. Hier müssen sie Kakao reiben, Zucker mörsern, Kaffee sieden lernen, und bilden so sich nach und nach als Schweizerbäcker aus. Die wenigen Pfennige Lohn und Trinkgeld ersparen sie mit Harpagons-Geiz. Inzwischen findet sich Gelegenheit, mit einem andern Landsmann ein kleines Stübchen zu mieten, selbst einen Kastanienhandel, eine kleine Schokoladen-Fabrik oder Kaffeesiederei zu etablieren. Aus den verdienten Groschen werden Taler, die Kompagnons trennen sich, um jeder nun auf eigene Faust dem Gelderwerbe weiter obzuliegen, sie richten größere Geschäfte ein und das hohe Mannesalter findet sie als reiche Leute. Da treibt sie denn die Sehnsucht wieder heim ins alte, liebe Vaterland, wo sie nach und nach Güter, Wiesen, Häuser erwerben, und dort verleben sie in stiller Einsamkeit den Abend ihres Lebens. — Oder der Tiroler ist als Kaiserjäger in den Garnisonen Österreichs zum festen Manne herangereift, hat kapituliert und dient dem Vaterlande, bis der Tod auf dem Schlachtfelde ihn heimruft oder eine armselige Zivilversorgung ihn dürftig im Alter erhält. Die meisten Alpenknaben aber, die nur einige Mittel besitzen, bleiben in den Bergen, und weichen in ihrer Lebensart nicht eine Linie breit von dem althergebrachten Wirtschaftsbetriebe der Ureltern ab. Je nach ihren Fähigkeiten und den ortsüblichen Beschäftigungen widmen sie sich entweder der Viehzucht, lernen die Märkte und den Handel kennen, und versuchen selbst ihr Glück, oder sie werden Flößer, Holzhacker, Wurzelgräber und im Sommer vielleicht Fremdenführer. Nur wenige Gegenden gibt's, in denen, wie im Berner Oberlande, ein eigentlicher Fabrikerwerb und industrielle Tätigkeit Raum gewonnen haben.

Der Alpler hängt in seinen Lebensbedürfnissen weit weniger von fremder Hilfe und fremden Erzeugnissen ab, als der Bauer des Flachlandes. Fleisch, Milch, Käse und Butter liefert ihm der Stall, rauhes, schwarzes Brot geben ihm die selbstgebauten Körnerfrüchte, und seine Körperbekleidung webt er selbst. Es gibt Familien in den Bergdörfern, die monatelang nicht das kleinste Geldstück für ihren Lebensunterhalt zur Hand zu nehmen brauchen. Wirtshäuser gibt's in gar vielen Alpentälern nicht, und wo dennoch solche existieren, da sind es mehr Sprech- als Zechhäuser. Da sitzen z. B. die Bauern des vom Spoel durchflossenen Livinen-Tales oft stundenlang im Wirtshause beisamen, qualmen ihren (zu österreichischer Zeit ausschließlich gebräuchlichen) Regietabak, ohne einen Tropfen Wein oder Branntwein zu verzehren; dabei aber schreien sie so entsetzlich und disputieren beim Morraspiel so fieberhaft aufgeregt, als ob sie über und über berauscht wären. Solche freundnachbarliche Besuche im Wirtshause, bei denen durchaus nicht die Absicht zugrunde liegt, irgendetwas verzehren zu wollen, kommen auch in den Alpendörfern deutschredender Bevölkerung, mehr jedoch in denen der italienischen Alpen vor. Es ist ein Akt der altgerühmten Gastfreundschaft aller Gebirgsvölker; die Einsamkeit und das Bedürfnis menschlicher Gesellschaft führt sie zusammen, ohne daß Gaumen und Magen gewohnheitsgemäß dabei ihren Tribut fordern. In jenen Tälern, in denen keine Wirtshäuser existieren, ist oft der Mann der Seelenpflege: der Pfarrer oder Kaplan, zugleich auch Pfleger der Hunger- und Durstbedürfnisse fremder Wanderer; im Wallis, im Kanton Unterwalden und noch in anderen Gegenden ist der Weinzapfen und der Käselaib ein Akzidenzerwerb der Geistlichen.

Es gibt eine große Menge von Alpendörfern, in denen die äußerste Einsamkeit und das absoluteste Stillleben sich niedergelassen haben; wohl aber wenige werden vom Kofnerhof am Ötztaler Ferner in Tirol übertroffen,

wo einst der vom Konzil zu Konstanz geächtete Herzog von Österreich, Friedrich mit der leeren Tasche, ein verborgenes Asyl fand. Vier Brüder wirtschaften dort miteinander und üben alle Handwerke gemeinsam aus, die sie für ihren Lebensbedarf beanspruchen müssen; wie eine Robinsonsche Kolonie sind sie von allem Verkehr ziemlich abgeschlossen, und der Winter in dieser Höhenlage von mehr als 6000 Fuß über dem Meeresspiegel trennt sie für fast halbjährige Frist von den nächsten Nachbarn.

Bei aller dieser Abgeschiedenheit von der lärmenden, in Genüssen sich überstürzenden Außenwelt geht's dennoch in manchen Alpengegenden, je nach des Volkes Temperament und Sitten, zu Zeiten ganz fröhlich und vergnüglich her. Der sommerlichen ländlichen Feste, der Alpenauffahrt, des „Goh-Messe"-Tages, der Schwingeten und Alpstubeten wurde schon ausführlicher gedacht; aber damit begnügt sich das Bergvölklein noch nicht. Auch wenn die Herden wohlbehalten und gemästet von den hohen Triften heimgekehrt sind, feiert Alt und Jung die Wiederkunft der Hausgenossen; das ist die Älpler-Kilbi, die mit dem Kirchweihfest an manchen Orten zusammenfällt. Da geht's denn ländlich, sittlich her. In manchen Tälern des Wallis bringen sie den Zehnten dem Pfarrer ins Haus, bestehend aus großen, fetten Käsen; Wohlehrwürden regaliert dagegen die Spender mit einem festen, wohlbereiteten Mittagsmahl, bei dem es dann an Wein nicht fehlen darf. Im Kanton Unterwalden zieht die ganze Sennenschar, mit Blumensträußen überschwänglich ausstaffiert, an einem Herbstsonntage in die Kirche und nimmt daselbst die Ehrenplätze des Tages auf den vordersten Bänken ein. Nachdem das Standbild ihres Schutzpatrons, des heiligen Wendelinus, auf dem Altare ausgestellt ist, hält der Ortsgeistliche eine Predigt zum Lobe des Hirtenstandes, und der übrige Teil des Gottesdienstes verläuft nach dem Ritual. Nun aber, wenn die Kirche zu Ende ist, beginnt draußen vor den Türen ein jubel-

volles Leben. Die Musiker schmettern ihre Fanfaren lustig hinaus, hoch weht die Älplerfahne, und der heilige Wendelinus wird in jauchzender Prozession, begleitet vom Pfarrer, durchs Dorf getragen. Als Wildmann und Wildweib verkleidete Burschen, ganz in grünes Tannenreis gehüllt, mit Bärten von der langen Ragflechte (Usnea barbata) treiben Tollheit über Tollheit, indessen kunstgeübte Fahnenschwenker sich produzieren. So geht der Zug zum Wirtshause, wo die Begeisterung aufs höchste steigt und mit einem schönen Akt der Humanität in der Weise geschlossen wird, daß der Bratenmeister den Ärmsten der Gemeinde den mit Blumen geschmückten Kirchweihbraten und eine große Kanne Wein zum besten gibt. Am anderen Morgen dann, wenn alle ausgeschlafen haben, beginnt, nach abermaligem Gottesdienst, der Tanz, der lärmend und tobend solange fortgesetzt wird, als sich nur noch ein Bein regen kann. — Noch toller treiben's die Appenzeller auf ihrer Kilbene zu Urnäsch; dort geht es Tag und Nacht in Saus und Braus. Und was gilt dann als die größte Ehre für ein Mädchen, das vom Kirchweifeste kommt? Was glaubt man wohl? Blitzblaue und blutiggestoßene Ellbogen! das ist ein Zeichen, daß sie brav Tänzer hatte und keine Allemande auszulassen brauchte. Der Saal, in welchem getanzt wird, ist für die Menschenmenge nämlich so klein, daß bei dem ungestümen Drehen die entblößten Ellbogen allenthalben anstoßen, und daher die blutigen Siegesmale. — Im Graubündner Vorderrheintal findet ein solches Tanzfest zur Fastnachtszeit statt, welches drei Tage und drei Nächte dauert; zu diesem bringen die Tanzgäste selbst ihre Speisen mit und entnehmen bei dem Wirte bloß den Wein. Die Lust am Tanzen (das meist nur an wenigen Tagen im Jahre gestattet wird) ist so groß beim Alpenvolke, daß die wunderbarsten Erscheinungen dabei vorkommen. So ist's im Appenzeller Lande der Brauch, daß nach der sog. „Trägete" d. h. nachdem das Heu von den Vorbergen herunter

in die tiefer liegenden Gaden getragen ist, von dem Besitzer den ledigen Burschen, die sich bei der Trägete beteiligten, in einer Scheunentenne ein Tanz mit einem sehr frugalen Essen als Entschädigung gegeben wird. Da drängt sich denn alles herzu, an dieser Hilfeleistung sich zu beteiligen, — nur um einige Stunden ausgelassen tanzen zu können.

Auch die Winterabende sind lange nicht so still, als man bei der zerstreuten Lage der Häuser wohl glauben sollte. Die Weiber halten ihre „Spinneten", bei denen allerlei abenteuerliche Geschichten und abergläubischer Hokuspokus erzählt werden; und haben sie dann ihre Phantasie aufs äußerste erhitzt, dann begegnet's in katholischen Tälern wohl, daß alle ein gemeinsames Gebet, mitunter eine halbe Stunde lang, herzusagen beginnen, um sich gegen die Einwirkungen böser Mächte zu schirmen und zu panzern. Im Urner Maiental an der Gotthardsstraße, das durch Lawinenstürze sehr bedroht ist, versammeln sich die Nachbarn bei stürmischem Winterwetter in einer der größten Wohnungen, um dort zu wachen und gemeinschaftlich ans Werk gehen zu können, wenn ein alles begrabender Schneefall herniederwettern sollte. Damit aber den guten Leuten die Zeit nicht zu lang werde, durchtanzen sie die Schicksalsnacht beim Klange einer Geige oder Harmonika. So stumpft Gewohnheit selbst ein Schrecknis ab, an das der Fremde nur mit Entsetzen denkt.

Die winterlichen Abendzusammenkünfte, die Spinneten und Stubeten oder das „z'Liecht goh", an denen junge Leute beiderlei Geschlechts teilnehmen, leiten gemeiniglich auch die Dorfliebschaften ein, deren unmittelbare Folge der „Kiltgang" ist. Er herrscht nicht überall, und selbst da, wo er besteht, ist er nach seinen Einwirkungen auf die sittlichen Zustände sehr verschieden. Kiltgang bezeichnet die Erlaubnis, welche ein lediges Mädchen (mit Wissen ihrer Eltern) ihrem Liebhaber gibt, sie Abends besuchen zu dürfen. Bald findet dieses Tête-à-tête bloß

am Fenster statt, so daß der Bursch an einer vor dem Hause aufgebauten Beige Scheitholz hinaufklettert und so bis tief in die Nacht hinein mit dem Mädchen seiner Wahl sich traulich unterhält, weshalb es der Bewohner in den bayerischen und Salzburger Alpen „s' Fensterln" nennt, — oder die Zusammenkunft erfolgt im Kämmerlein der Geliebten und währt oft bis gegen Tages Grauen. In beiden Fällen regaliert das Mädchen den Burschen mit Naschwerk und Wein oder anderen geistigen Getränken. — Es ist eine uralte Sitte, die schon unendlich viel Unheil gestiftet hat, aber sich schwerlich bannen läßt. Da die Knabenschaft eines Ortes, d. h. die Summe der jungen, heiratsfähigen Burschen, es nicht duldet, daß einer aus einem anderen Orte ihnen ins Gehege komme, besonders bei den Töchtern reicher Bauern, so hat der Kiltgang schon Mord und Totschlag herbeigeführt, und leider haben die Kriminalgerichte fast alljährlich Prozesse abzuwandeln, die aus dieser alten Volkssitte resultieren. Mit List und Mut, mit Unerschrockenheit und tapferer Gegenwehr muß der Begünstigte, wenn er nicht zur Knabenschaft oder zu den „Nachtbuben" eines Ortes gehört, sich die Braut erkämpfen. Der Älpler ist eben kühn und derb in allem was er tut und unternimmt.

Der Festtag der Hochzeit hat nur in wenigen Alpentälern volkstümlichen, poetischen Duft und Reiz behalten, — in den meisten Gegenden ist dieser minnigste Lebensmoment zu einem ziemlich nüchternen, von der Notwendigkeit und vom Gesetz bedingten sozialen Akt abgeblaßt, der nur materiell mit Essen, Trinken und Tanzen, ohne alles symbolische Zeremoniell vollzogen wird. — Die sinnigsten Gebräuche, jedoch auch mit großen örtlichen Abweichungen, herrschen in dieser Beziehung noch im bayerischen Oberlande, im Salzkammergut, sowie in einem Teile von Tirol, wo die kleidsame, flotte Volkstracht wesentlich das Ihrige zum Schmuck der Feier mit beiträgt. Dort wird in manchen Dorfschaften die Braut am Hoch-

zeitsvorabend schlau versteckt, und der Bräutigam muß wie ein feindlicher Feldherr mit Hilfe seiner Freunde alle Bewegungen der bräutlichen Partei beobachten und fortwährend die Umgebung des Hauses rekognoszieren, um dann mit Übermacht in das ausgekundschaftete Versteck eindringen und sich die Liebste erobern zu können. Ist er ein heller, pfiffiger Kopf, so greift er nicht eher an, als bis er sich seines Sieges versichert hält; schallendes Gelächter und gutmütiger Spott verfolgen ihn indessen noch lange, wenn er ein- oder mehrmals fehlputscht. Wer es aufs erste Mal trifft, von dem nimmt man an, daß er einst ein besonnerer, praktischer Hauswirt werde, der alles recht angreife und mit offenen Augen aufs Ziel losgehe.

Ähnliche Präliminarien kommen auch im Tessiner Livinentale vor. Dort rückt der Bräutigam, von seinen Freunden und Verwandten begleitet, vor das Haus seiner Braut und begehrt deren Herausgabe. Langes Paralamentieren erfolgt, bei dem die possigsten und oft sehr witzige Bemerkungen mit unterlaufen. Endlich entschließt sich der Brautvater, die Haustür zu öffnen und dem Bräutigam die gesuchte Herzensdame zuzuführen; aber gewöhnlich wird dann das älteste Mütterchen der Umgebung, womöglich mit Kropf oder Höcker am Rücken, oder eine angekleidete Strohpuppe oder sonst irgendwelche Fopperei dem Bräutigam entgegen geschoben, worüber das versammelte Volk in stürmischjubelndes Gelächter ausbricht. Der Suchende, endlich der Faseleien müde, dringt nun mit Ungestüm ins Haus ein und findet die festlich geschmückte Braut, die er triumphierend entführt.

Nur in verhältnismäßig wenigen Gebirgstälern herrscht noch die schöne Sitte, mit großem festlichen Zuge unter Begleitung bekränzter Brautjungfern, die spielenden Musikanten vorauf, zur Kirche zu gehen. Die Art, wie einst der Klostermeier von Mörlischachen den Braut-

lauf hielt, als er die Braut von Immensee (Schillers Tell, IV. Akt, 3. Szene) abholte, ist längst außer Brauch gekommen. Auch in die Berge ist die Verflachung gedrungen und hat mit der Beseitigung der alten, nationalen Tracht auch manche schöne Sitte entfernt. Nur noch das Schießen auf dem Kirchwege aus alten, halb verrosteten Böllern, Pistolen oder Musketen, oder gar aus hohlgebohrten, in die Erde gegrabenen Holzröhren wird noch ziemlich praktiziert und ruft im taumelnden Freudenrausch durch Unvorsichtigkeit manche Schreckensstunde hervor.

Der Sonntag in Gebirgsdörfern hat etwas ungemein Erhebendes, Feierliches. Es ist, als ob die ganze Natur den Festtag mit begehe. Die gleichen wunderbar akustischen Schallwände, welche den Ton des Alpenhornes so zauberhaft moduliert wiedergeben, reflektieren auch das Glockengeläute in den Alpentälern auf nicht zu beschreibende Weise. Der Klang scheint den Metallton zu verlieren und nimmt dagegen eine intensivergefüllte, innigere, wärmere Tonfülle an, wie sie den kristallenen Glasglocken eigen ist. Auf etwas erhöhtem Punkt ob einem Alpseegestade an hellem Sommermorgen zur Kirche läuten zu hören, wie die rufenden und antwortenden Glocken von hüben und drüben ihre Klänge weit hinein in die Schluchten und Taltiefen senden, und die ganze Landschaft rundumher in wonniger Ruhe den Tönen lauscht, gehört zu den sinnigsten Genüssen, welche die Bergwelt dem empfänglichen Gemüte zu geben vermag. Da strömt es denn herbei aus allen Winkeln und hervor aus den dunkeln Tobeln und herab von den braunen Holzhütten über die maigrünen Matten, das Volk in seinem ländlichen Sonntagsstaat. Die Weiber und Mädchen, je nach Talschaft Gebrauch, ernst und schwarz, im dicht gefälteten Lodenrock, oder in hellen, fröhlichen Farben, mit keckgenesteltem, malerisch geformtem Mieder und silbernem Kettlein, gehen direkt ins Gotteshaus hinein, während

die Bu'eb'n und Männer noch draußen stehen bleiben und Revue halten, bis das „ganze Geläute" zusammen, als letztes Zeichen, ertönt, und nun der Orgel mächtige Stimmen anheben und in den Gassen alles still und lauschig wird. — Da ist's Sonntag; da ist wirkliche Feier, mehr und ergreifender als in den Städten. — Und ist die Kirche dann zu Ende, so wandeln die, welche noch jüngst ein liebes Angehöriges der Familie verloren, auf die Gräber und schmücken sie mit frisch gepflückten Alpenrosen, oder zieren die einfachen, schwarzen Kreuze mit einem Immortellenkranz und Rosmarin und Nägelein. Die Burschen aber ziehen ins Wirtshaus, um sich zum weiten Heimwege zu stärken, oder es findet Gemeindeversammlung vor der Kirche statt, wo Proklamen der Regierungen, Aufgebote zum Militärdienst verlesen oder Ortsbeamte gewählt werden. Der Nachmittag aber vereint die männliche Jugend auf dem Schützenstand; denn die Büchse ist des Älplers liebste Waffe, mit der er die Freiheit seiner Berge und seines Vaterlandes verteidigt, wenn es irgendeinem fremden Eindringlinge gelüsten sollte, Eroberungszüge dorthin unternehmen zu wollen.

Und ist das kleine, stille und bescheidene Leben der Alpeneinsamkeit durchgelebt, wird der Körper der Erde wieder anvertraut, von dem er kam, dann tritt uns auch in dieser letzten Feierlichkeit wieder ein ganz eigentümlicher Moment entgegen. Drunten im Lande, wo alle Nachbarn beisammen wohnen und ihre Häuser um des Dorfes Kirchlein gruppiert haben, da ist (das landesübliche Zeremoniell abgerechnet) das Begräbnis eine Handlung, die sich fast allenthalben gleicht. Anders in den Alpen, wenn droben, stundenweit von der gemeinsamen Ruhestätte, der Erdenbürger zur Ewigkeit eingeht. Den Weg, den er allsonntäglich als Lebender zum Kirchlein machte, muß jetzt sein Leichnam im engen Bretterhaus zum letzten Male zurücklegen. So weit hinab ist's schwer, ihn zu tragen. Da ladet denn der Sohn des Vaters oder

der Mutter Sarg, wenn's Sommer ist, auf einen kleinen, schmalen Karren, spannt aus dem Stall, was er just hat, ein Roß oder ein Stück Hornvieh davor und geleitet so die irdischen Reste hinab ins Tal. Überall, wo dieses Trauergefährt vorüberkommt, tritt das Volk hinaus, betet ein „Vaterunser" oder schließt sich dem Zuge an. Und hat der Winter seine Schneedecke über Berg und Tal geworfen, dann muß der Schlitten dem Verstorbenen den letzten Dienst erweisen. Der Sarg wird festgebunden, ein starker, kräftiger Mann, mit zwei Bergstöcken unter den Armen, setzt sich zuvorderst auf, lenkt mit den Füßen, und im jagenden Fluge gleitet der Leichenkondukt hinab.

Verlag von Theod. Thomas in Leipzig

Fürst Peter Kropotkin

Gegenseitige Hilfe

in der Tier- und Menschenwelt. — Großoktav-Ausgabe, broschiert 8 M., gebunden 10 M.; unverkürzte Volksausgabe broschiert 2 M., elegant gebunden 3 M.

„Eins der schönsten und lehrreichsten Bücher der Gegenwart", so nennt kein geringerer als Georg Brandes obiges Buch, Johannes Schlaf bezeichnet die Lektüre „dieses herrlichen Werkes als Wohltat — es ist das Werk eines Menschenfreundes und für jeden ist es geschrieben".

Ideale und Wirklichkeit

in der russischen Literatur. — 400 Seiten Groß-Oktav in bester Ausstattung. Preis gebunden M. 10.50

Das Buch schildert in meisterhafter Weise die Entwicklung der neueren russischen Literatur. In unserer Zeit, in welcher die innere Entwicklung des russischen Reiches, durch seine Dichter vorausgeahnt und zum großen Teil bewirkt, zur wichtigsten, ja allein wichtigen Tatsache der Zeit geworden ist, gehört die eingehende Kenntnis der russischen Literatur zum Rüstzeug jedes Gebildeten.

Die französische Revolution

Mit Umschlagszeichnung von Franz Stassen. 2 Bände. Preis: brosch. M. 4.80; geb. in Künstlerleinen 6 M.

Verlag von Theod. Thomas in Leipzig

Mein Kind

Ein Erziehungsbuch von Theod. Paul Voigt

Preis elegant gebunden M. 4.50

Ich bin selten von einem Erziehungsbuch so gefesselt worden, wie von dem Buche Voigts und habe es in einem Zuge zu Ende gelesen, fast immer mit voller Zustimmung und mit reichem Gewinn. Ich möchte das Buch dringend in die Hände aller Väter und Mütter empfehlen. Dr. Richard Weitprecht.

Die Pflege der Gesundheit und Schönheit

Ein Familienbuch v. Dr. med. J. Schneider

Mit 111 Abbildungen. Preis elegant gebunden 6 M.

Der stattliche Band behandelt auf über 300 Seiten die Gesundheitspflege während der Schwangerschaft, der Geburt und des Wochenbettes; des Säuglings; in der ersten Periode der Kindheit; im schulpflichtigen Alter; des Mannes; der Frau; des Greises; und schließt mit einer „Plauderei über Leben und Sterben".

Außerordentliche Veröffentlichungen der
Deutschen Naturwissenschaftl. Gesellschaft
Geschäftsstelle: Theod. Thomas Verlag, Leipzig
(Für Mitglieder zu den beigesetzten ermäßigten Preisen)

R. H. Francé

Die Kleinwelt des Süßwassers

Ca. 160 Seiten mit farbigem Umschlagbild von Dr. G. Dunzinger und über 300 Sig. auf gegen 50 Tafeln und Abbildungen im Text. Preis brosch. M. 2.—, eleg. gebunden M. 2.80. Vorzugspreis für die Mitglieder der D. N. G. brosch. M. 1.50, geb. M. 2.10.

Eine vollständige Naturgeschichte der einfachsten Tier- und Pflanzenformen für die Bedürfnisse des Unterrichtes und des mikroskopierenden Naturfreundes. Zugleich eine praktische Anleitung zum Selbstforschen auf diesem überaus genußreichen Gebiete.

Universitäts-Prof. Dr. P. Deegener

Wesen und Bedeutung der Metamorphose bei Insekten

Eine gemeinverständliche Einführung in die Insektenwelt. Mit farbigem Umschlagbild und zahlreichen Abbildungen im Text. Preis broschiert M. 1.—, elegant gebunden M. 1.60. Vorzugspreis für die Mitglieder der D. N. G. broschiert M. —.75, elegant gebunden M. 1.20.

Kein Insektenkenner wird das Buch unbelehrt aus der Hand legen. Es bringt eine Fülle der neuesten Forschungen. In der Hand des Lehrers ist es durchaus unentbehrlich. Dem Naturfreund eröffnet es eine neue Welt.

Außerordentliche Veröffentlichungen der
Deutschen Naturwissenschaftl. Gesellschaft
Geschäftsstelle: Theod. Thomas Verlag, Leipzig
(Für Mitglieder zu den beigesetzten ermäßigten Preisen)

Selix Linke
Das Werden im Weltall

Mit farbigem Umschlagbild von Paul Telemann und 44 Abbildungen im Text. Preis brosch. M. 1.—, eleg. geb. M. 1.60, Vorzugspreis für die Mitglieder der D. N. G. brosch. M. —.75, eleg. geb. M. 1.20.

Über die Himmelskunde im allgemeinen, die räumlichen Beziehungen der Himmelskörper, Spektral-Analyse, das Planeten-System, über Sonnen- und Welten-Untergang plaudert hier der bekannte Verfasser in fesselnder allgemeinverständlicher Sprache.

Dr. O. Prochnow
Vogelflug u. Flugmaschinen

Mit farbigem Umschlagbild von W. Heubach und 32 Abbildungen nach Original-Aufnahmen und Zeichnungen. Preis proschiert M. 1.—, elegant gebunden M. 1.60. Vorzugspreis für Mitglieder der D. N. G. broschiert M. —.75, elegant gebunden M. 1.20.

Das Buch behandelt in anschaulicher Form das Problem des Fluges in der Natur und in der Technik von den einfachsten Anfängen bis zu dem gegenwärtigen Standpunkt der Aviatik.

Dr. Theod. Arldt
Wohnstätten des Lebens

Mit farbigem Umschlagbild von W. Heubach und zahlreichen Abbildungen nach Originalzeichnungen. Preis brosch. M. 2.— eleg. geb. M. 2.80. Vorzugspreise für die Mitglieder der D. N. G. brosch. M. 1.50. geb. M. 2.10.

Außerordentliche Veröffentlichungen der Deutschen Naturwissenschaftl. Gesellschaft
Geschäftsstelle: Theod. Thomas Verlag, Leipzig
(Für Mitglieder zu den beigesetzten ermäßigten Preisen)

In Vorbereitung:

G. Bohn

Die Entstehung des Denkvermögens

Eine Einleitung in die moderne Tierpsychologie. Autorisierte Übersetzung von Dr. Curt Thesing. Preis ca. M. 3.—, geb. M. 4.—. Vorzugspreis für die Mitglieder der D. N. G. brosch. ca. M. 2.25, eleg. geb. ca. M. 3.—.

Dr. Alexander Sokolowsky

Affe und Mensch in ihrer biologischen Eigenart

Mit mehreren Tafeln. Preis in farbigem Umschlag ca. M. 2.—, geb. M. 2.80. Vorzugspreis für die Mitglieder der D. N. G. brosch. ca. M. 1.50, eleg. geb. ca. M. 2.10.

Selix Linke

Stern-Wegweiser

für das Jahr 1911—1912

Mit großer drehbarer Sternkarte. Preis brosch. M. 1.—, geb. M. 1.60. Vorzugspreis für die Mitglieder der D. N. G. brosch. M. —.75, eleg. geb. M. 1.20.

Werke aus dem Verlage von Theod. Thomas in Leipzig
(Geschäftsstelle der Deutschen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft)
welche Mitglieder der D. N. G. zum Vorzugspreise erhalten.

Dr. E. W. Bredt, Deutsche Lande, Deutsche Maler. 34 Bogen in hoch 4° auf feinstem Mattkunstdruck, mit 80 Vollbildern, 60 Abbildungen im Text, 12 auf dunklem Karton aufgelegten Tafeln in Farbendruck. Preis in Künstlerleinen gebunden nach einem Entwurf von Prof. Niemeyer-München, Mark 10.—, Vorzugspreis für Mitglieder der D. N. G. Mark 8.—.

Es ist ein Dokument der Schönheit unseres Vaterlandes, soweit die deutsche Zunge klingt, nicht der kalten toten Schönheit, wie sie in einer Momentphotographie festgehalten werden kann, sondern des stimmungsvollen Webens der Natur, dem inniges Verständnis und künstlerische Auffassung Leben und Seele verliehen haben.

Prof. Dr. Ludwig Büchner, Kraft und Stoff od. Grundzüge der natürlichen Weltordnung.
Große Ausgabe. Preis: brosch. M. 5.—, geb. M. 6.—. Vorzugspreis für Mitglieder der D. N. G. brosch. M. 3.75, geb. M. 4.50. Wohlfeile Ausgabe (gekürzt) Preis brosch. M. 2.50. geb. M. 3.—.

Büchners Kraft und Stoff, ein Buch, das in 19 Kultursprachen übersetzt ist und in unzähligen Exemplaren auf der ganzen bewohnten Erde verbreitet, bildet gewissermaßen den festen Grund, auf dem sich die heutige Erkenntnistheorie aufbaut.

Prof. Dr. Ludwig Büchner, Liebe und Liebesleben in der Tierwelt. 2. Auflage. Broschiert M. 4.—, geb. M. 5.—. Vorzugspreis für Mitglieder der D. N. G. brosch. M. 3.—, geb. M. 3.75.

In dem obigen Werke legt der geistreiche und mutige Naturforscher seine anziehenden und wertvollen Beobachtungen auf dem so lehrreichen anregendem Gebiete der „Liebe und des Liebeslebens in der Tierwelt" in einem einheitlichen Spiegelbilde weiteren Kreisen dar.

Werke aus dem Verlage von Theod. Thomas in Leipzig
(Geschäftsstelle der Deutschen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft)
welche Mitglieder der D. N. G. zum Vorzugspreise erhalten.

Prof. Dr. Ludwig Büchner, Aus dem Geistesleben der Tiere oder Staaten und Taten der Kleinen. 4. Auflage. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—. Vorzugspreis f. Mitgl. der D. N. G. brosch. M. 3.—, geb. M. 3.75.

Diese schöne, neue und erweiterte Ausgabe von Prof. Büchners reizendem Werkchen über Ameisen, Spinnen, Bienen, Wespen und Käfer, über deren Leben und Weben und ihre Klugheit bildet ein sehr anziehendes, naturwissenschaftliches Lese- und Belehrungsbuch für weitere Bildungskreise.

Prof. Dr. Ludwig Büchner, Licht und Leben.
Drei naturwissenschaftliche Beiträge zur Theorie der natürlichen Weltordnung. 2. verbesserte Auflage. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—. Vorzugspreis für Mitgl. der D. N. G. brosch. M. 3.—, geb. M. 3.75.

R. H. Francé, Der heutige Stand der Darwin'schen Fragen. Eine Wertung der neuen Tatsachen und Anschauungen. 2. völlig umgearbeitete und vermehrte Auflage, mit zahlreichen Abbildungen. Preis: brosch. M. 3.60, geb. M. 4.50. Vorzugspreis für Mitglieder der D. N. G. brosch. M. 2.70, geb. M. 3.40.

Das Werk ist kein seichtes und spielerisches Unterhaltungsbuch, sondern eine würdige Auseinandersetzung der wichtigsten Lebensfragen und damit ein Wegweiser für denkende Köpfe und ernste Wahrheitssucher, denen es auf wirkliches Verständnis in einer der ersten aller Bildungsfragen ankommt.

Werke aus dem Verlage von Theod. Thomas in Leipzig
(Geschäftsstelle der Deutschen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft)
welche Mitglieder der D. N. G. zum Vorzugspreise erhalten.

Klassiker der Naturwissenschaften:

1. Julius Robert Mayer von Dr. S. Friedländer. Preis brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—. Vorzugspreis für Mitglieder der D. N. G. brosch. M. 2.25, geb. M. 3.—.

2. Charles Darwin. Eine Apologie und eine Kritik von Samuel Lublinski. Preis: brosch. M. 2.40, geb. M. 3.40. Vorzugspreis f. Mitgl. d. D. N. G. brosch. M. 1.80, geb. M. 2.50.

3. Karl Ernst von Baer von Dr. Wilhelm Haacke. Preis: brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—. Vorzugspreis für Mitglieder der D. N. G. brosch. M. 2.25, geb. M. 3.—.

4. Varenius von Prof. Dr. S. Günther. Preis: brosch. M. 3.50, geb. M. 4.50. Vorzugspreis für Mitglieder der D. N. G. brosch. M. 2.70, geb. M. 3.40.

5. Plato und Aristoteles von Lothar Brieger-Wasservogel. Preis: brosch. M. 3.50, geb. M. 4.50. Vorzugspreis für Mitglieder der D. N. G. brosch. M. 2.70, geb. M. 3.40.

6. Hermann von Helmholtz von Dr. Julius Reiner. Preis: brosch. M. 3.50, geb. M. 4.50. Vorzugspreis für Mitglieder der D. N. G. brosch. M. 2.70, geb. M. 3.40.

Prof. Dr. Ed. Kück, Das alte Bauernleben der Lüneburger Heide. Studien zur niedersächsischen Volkskunde. Mit 41 Abbildungen. 24 Singweisen und 1 Karte. XVI und 279 Seiten, brosch. M. 6.—, in künstlerischem Einband M. 7.50. Für Mitglieder der D. N. G. brosch. M. 4.50, geb. M. 5.80.

Werke aus dem Verlage von Theod. Thomas in Leipzig
(Geschäftsstelle der Deutschen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft)
welche Mitglieder der D. N. G. zum Vorzugspreise erhalten.

Dr. S. Lütgenau, Darwin und der Staat.

Preisgekrönte Arbeit. Preis: brosch. M. 3.20, geb. M. 4.—. Vorzugspreis für Mitglieder der D. N. G. brosch. M. 2.40, geb. M. 3.—.

Dr. W. Rheinhard, Der Mensch als Tierrasse und seine Triebe.

Beiträge zu Darwin und Nietzsche. Preis: broschiert M. 3.—, geb. M. 4.—. Vorzugspreis für Mitglieder der D. N. G. brosch. M. 2.25, geb. M. 3.—.

Eine interessante Monographie auf Grund der Darwinschen Forschungen.

Dr. W. Rheinhard, Schönheit und Liebe.

Ein Beitrag zur Erkenntnis des menschlichen Seelenlebens. Preis: brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—. Vorzugspreis für Mitglieder der D. N. G. brosch. M. 2.25, geb. M. 3.—.

Der Verfasser geht von großen und edlen Gesichtspunkten aus und wir würdigen seine Ausführungen als einen förderlichen Beitrag zur Psychologie der Zeit.

Prof. Dr. Otto Zacharias, Das Plankton als Gegenstand der naturkundlichen Unterweisung in der Schule.

Mit 28 Abbildungen im Text und einer Karte. 2. Auflage. Preis: brosch. M. 4.50, geb. M. 5.50. Vorzugspreis für Mitglieder der D. N. G. brosch. M. 3.40, geb. M. 4.20.

Verlag von Carl Scholtze in Leipzig

Für jeden Gartenfreund

bestens empfohlen:

Die Gartenkunst in Wort und Bild

von Franz Sales Meyer, Professor an der Großherzogl. Kunstgewerbeschule in Karlsruhe und Friedrich Ries, Gartendirektor in Karlsruhe. 62 Bogen in groß 4°. Mit 300 Abbildungen und Plänen. Preis: in künstlerischem Einband M. 27.—.

„Behauptet den ersten Platz auf dem Gebiete der Gartenliteratur." Gartenzeitung, Wien.

Landschaftliche Gartengestaltung.

Insbesondere über künstlerische Verwertung natürlicher Vegetationsbilder in den Werken der Gartenkunst und mit einem Beitrag über Heimatschutz und Lebensverschönerung v. Camillo Karl Schneider. Mit 73 Abbildungen. Preis: eleg. gebd. M. 8.50.

„Anziehend sind namentlich die durch reizende Aufnahmen unterstützten Betrachtungen über Naturmotive aus der Heimat und ihre Verarbeitung in den Gartenanlagen."

Deutsche Tageszeitung.

Deutsche Gartengestaltung und Kunst.

Zeit- u. Streitfragen v. Camillo Karl Schneider. Mit 4 Abbildungen. Preis: eleg. brosch. M. 4.50, gebd. M. 5.50.

„Wer betrachtend oder schaffend teil hat an den Strömungen, die umwälzend und befruchtend unser modernes Kunstleben durchziehen, der vergesse auch dieses Buch nicht, das Ehrlichkeit des Wollens und Mut eigner Überzeugung mit Sachkenntnis und künstlerischem Empfinden eint."

Dekorative Kunst (München).

◇◇◇◇ Einladung zum Beitritt in die ◇◇◇◇

Deutsche Naturwissenschaftl. Gesellschaft

Für den Vierteljahrsbeitrag von nur M. **1.50** bietet die Deutsche Naturw. Gesellschaft ihren Mitgliedern jährlich

die Zeitschrift „Natur"

herausgegeben von R. H. Francé.

24 reich mit Originalzeichnungen erster Künstler und mit Naturaufnahmen illustrierte Hefte in bester Ausstattung mit 12 zum Teil farbigen Kunstbeilagen, sowie

5 Werke erster Naturforscher mit zahlreichen Abbildungen und Tafeln. (Vergleiche hierüber die umstehende Seite.)

Außer der pünktlichen Zahlung des Mitgliedsbeitrages übernehmen die Mitglieder der Deutschen Naturwiss. Gesellschaft keinerlei Verpflichtungen.

Der Beitritt erfolgt durch Anmeldung bei einer beliebigen Buchhandlung, durch welche auch obige Veröffentlichungen geliefert werden, oder wo eine solche nicht erreichbar ist, durch Abonnement der Zeitschrift „Natur" mit den fünf Buchbeilagen bei einer beliebigen Postanstalt. Bei Aufgabe des Post-Abonnements wolle man bemerken, ob

Ausgabe A Preis vierteljährlich Mark 1.50 mit broschierten Buchbeilagen oder

Ausgabe B Preis vierteljährlich Mark 2.— mit gebundenen Buchbeilagen erwünscht ist. Beide Ausgaben unterscheiden sich lediglich durch den Einband der Buchbeilagen.

Der Beitritt zur D. N. G. kann jederzeit erfolgen. Auf Wunsch werden die in den vorhergehenden Quartalen erschienenen Hefte der Zeitschrift „Natur" mit den Buchbeilagen gegen Zahlung des entsprechenden Mitgliedsbeitrags nachgeliefert.

Wo der Bezug auf Schwierigkeiten stößt, wende man sich an die

Geschäftsstelle der D. N. G.

Theod. Thomas Verlag, Leipzig, Königstr. 3.

Das erste Gesellschaftsjahr der Deutsch. Naturw. Gesellschaft

(Okt. 1909 bis Sept. 1910)
brachte folgende Buchbeilagen:

R. H. Francé, Die Natur in den Alpen.
Dr. M. Wilh. Meyer, Bewohnte Welten.
Dr. Alexander Sokolowsky, Aus dem Seelenleben höherer Tiere.
Dr. Ludwig Wilser, Leben und Heimat des Urmenschen.
Prof. Karl Sajo, Aus dem Leben der Käfer.

Im zweiten Jahrgang

(Okt. 1910 bis Sept. 1911)
werden folgende Buchbeilagen erscheinen:

R. H. Francé, Denkmäler der Natur.
Dr. W. Mecklenburg, Grundbegriffe der Chemie.
Dr. C. Thesing, Sortpflanzung und Elternfürsorge.
Rud. Zimmermann, Nutzen und Schaden unserer Vögel.
Dr. Karl Steyer, Die Natur am Meeresstrande.

Jedes dieser Bücher kostet brosch. in elegantem farbigen Umschlag M. 1.–, geb. M. 1,60.

Druck von Hallberg & Büchting in Leipzig.

By

Die Alpen in Natur- und Lebensbildern

PLEASE DO NOT REMOVE
SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 10 08 08 13 002 8